



Ferienschriften

von

Karl Zell,

Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freiburg.



Dritte Sammlung.

Freiburg im Breisgau.

Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1833.

Dem Herrn

Weickum,

Großherzoglich badischen Hofrath und Professor
zu Mannheim.

Seinem verehrtesten

Lehrer und Freunde

widmet diese Blätter

als

Zeichen aufrichtiger und inniger Dankbarkeit,
Hochachtung und Liebe

der Verfasser.

Vorrede.

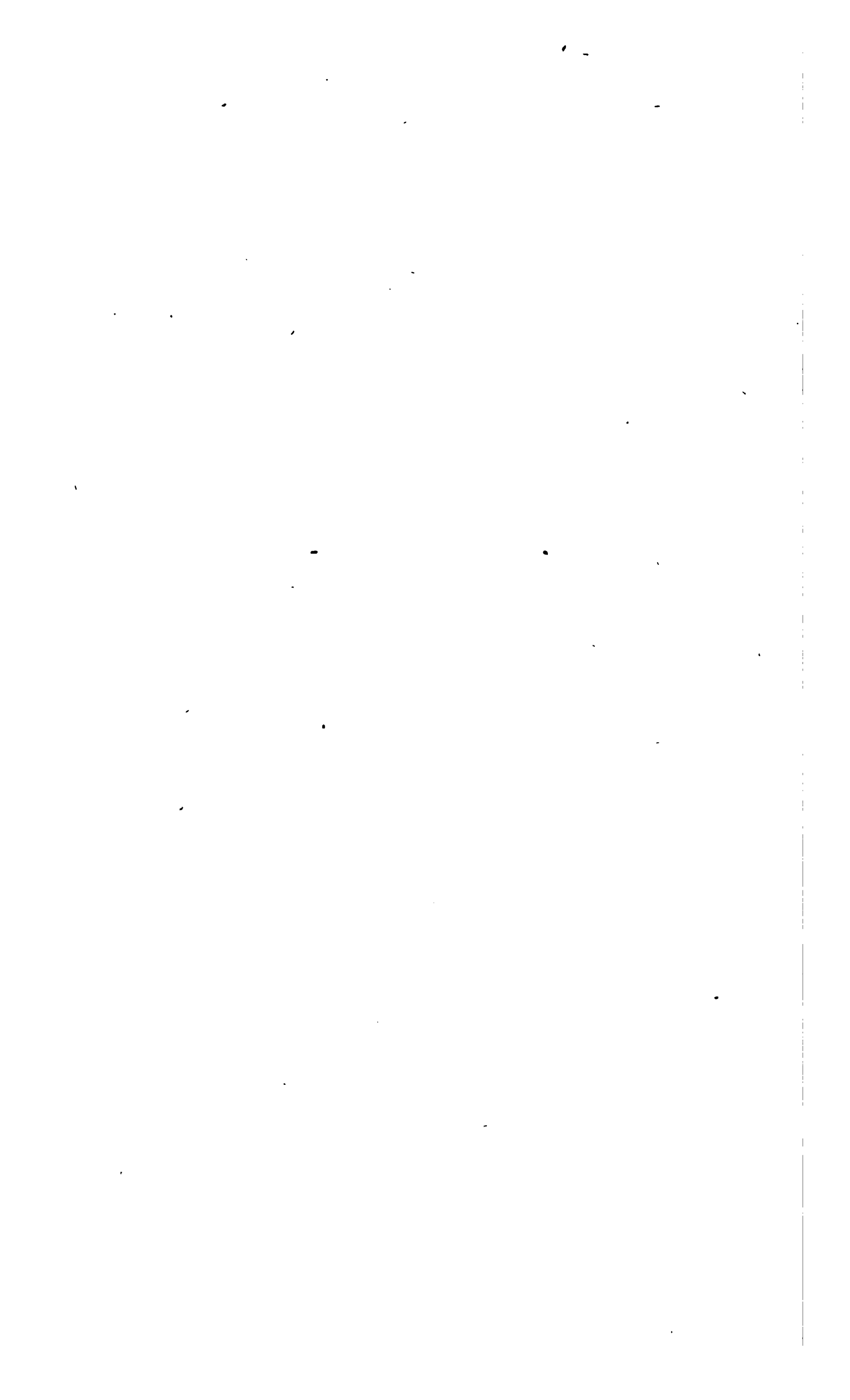
Den ersten der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze bitte ich mehr von dem literarhistorischen als naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten. Der Wunsch, mich mit den naturwissenschaftlichen Werken des Aristoteles etwas genauer bekannt zu machen, nachdem ich längere Zeit mit seinen übrigen Schriften mich beschäftigt hatte, war die Veranlassung zu diesem Aufsatze und einigen andern ähnlichen Inhaltes, wobei ich als ein Laie in den Naturwissenschaften vorzugsweise mich nur auf eine historische Darstellung der aristotelischen Ansichten, ohne alle weitere Beurtheilung und Erörterung des naturwissenschaftlichen Inhaltes beschränkte. Meine beiden verehrten Freunde und Collegen Perleb und Schultze, welchen letztern seither unsre

Universität durch seinen Abgang nach Greifswalde verlor, haben mich dabei durch ihre gütige Belehrung und durch Mittheilung literarischer Hilfsmittel unterstützt, und zu dem verbindlichsten Danke verpflichtet. Die am Ende des Bändchens beigegebenen Gelegenheitsgedichte machen keine besondern Ansprüche; sie sind meistens auf bestimmte Aufforderung entstanden, wenn gleich die Veranlassungen dazu dem Verfasser auch an und für sich schon bedeutungsvoll und anziehend waren. Durch diese Veranlassungen haben sie wenigstens ein heimathliches und vaterländisches Interesse; auch fanden sie keine unfreundliche Aufnahme. Darum wird der geneigte Leser diesen Kindern flüchtiger, aber zum Theil, schöner Momente ihren Platz nicht mißgönnen.

Aristoteles

über

den Sinn des Geschmackes.



Bei einer jeden Empfindung und Wahrnehmung, welche wir durch die Sinne erhalten, unterscheiden wir das empfindende und wahrnehmende Subjekt mit seinem Organ, ihm gegenüber das empfundene und wahrgenommene Objekt, und endlich als die Vermittlung beider den Akt der Empfindung und Wahrnehmung. Nach dieser Eintheilung handelt Aristoteles in seiner Schrift über die Sinne das Gemeinschaftliche und Allgemeine dieses Gegenstandes ab. Wir folgen ihm bei der Betrachtung des einzelnen Sinnes, der uns hier beschäftigt, und ordnen die Stellen, in welchen der Philosoph seine Ansichten über den Geschmacksinn ausspricht oder auch nur andeutet, nach denselben drei Gesichtspunkten. Wir wollen also zuerst sehen, was Aristoteles weiß und lehrt über das Organ des Geschmackes, dann über die Art wie das Schmecken geschieht, endlich über die durch den Sinn des Geschmackes

wahrzunehmenden Gegenstände. Daran wird sich zunächst anreihen eine Klassifikation der Geschmacksempfindungen, ferner einige Vergleichungspunkte des Geschmackssinnes mit den übrigen menschlichen Sinnen, endlich eine Vergleichung der Verschiedenheiten dieses Sinnes bei den Menschen und den verschiedenen Thierklassen, alles nach Aristotelischen Erfahrungen und Vorstellungen.

I.

Aristoteles kennt als Organ des Geschmackes nur die Zunge. [1])

Es darf uns dieß um so weniger befremden, da auch jetzt nach einer so weit genauern anatomischen Kenntniß, als Aristoteles sie haben konnte, und nach so vielfältig wiederholten Beobachtungen die Meinungen der Physiologen darüber getheilt sind, ob außer der Zunge noch andere Theile des Mundes der Geschmacksempfindung fähig sind. Die meisten dehnen das Organ des Geschmackes auch auf den Gaumen aus, dem sie ebenfalls eine, wenn auch dunklere Geschmacksempfindung beilegen; andere (Richerant und Lenhossek) schreiben diese Fähigkeit zugleich dem Zahnfleisch und den Lippen zu; an-

dere (Lecat und Dumas) der ganzen Mundhöhle und dem Schlunde; manche endlich der Mundhöhle, dem Schlunde und dem Magen. In einer Abhandlung über den Geschmacksinn des Menschen von Horn (Heidelb. 1825.), welche eine Reihe von genauen Versuchen enthält, finde ich als ganz bestimmt ausgesprochen, daß außer der Zunge und dem weichen Gaumen an keinem andern Theile bei irgend einem Stoffe eine deutliche Geschmacksempfindung wahrzunehmen sey.

Die anatomische Kenntniß, welche der Philosoph von der Zunge hat, ist sehr mangelhaft. Er sagt von ihr nichts näheres, als daß das Fleisch der Zunge locker und weich sey. [2])

Er weiß nichts von den Zungenwärzchen oder Papillen. Man findet also auch, wie natürlich, keine Spur der seit Bellini im XVII. J. herrschenden Ansicht, daß diese Zungenwärzchen das eigentliche Geschmackorgan sind, eine Ansicht, welche unter den neuesten Naturforschern nur von Treviranus bestritten worden ist, welcher in den Zungenwärzchen nicht die wesentlichsten Theile des Geschmacksorganes sieht, sondern vielmehr sie als Organe des Tastens und als einsaugende Organe, ähnlich den Flocken des dünnen Darmes, betrachtet. Ebenso wenig hatte Aristoteles Kenntniß von dem Daseyn der Zun-

gen-Nerven dem quintus, glossopharyngeus und hypoglossus, über deren eigentliche Funktionen die Physiologen seit Galenus so vieles nicht ohne vielfältige Meinungsverschiedenheit zu sagen wissen.

Die einzige nähere Angabe über den Sitz des Geschmackes, welche wir bei Aristoteles finden, ist die Beobachtung, daß die Zunge an ihrer Spitze der schärfsten und deutlichsten Geschmacksempfindungen fähig sey, daß dieß Vermögen auf der übrigen Fläche im geringern Grade sich vorfinde. [3])

Diese Bemerkung scheint allerdings wenigstens bei Flüßigkeiten durch die Erfahrung bestättigt, und unsre Weinprüfer kosten wohl nicht umsonst den Wein nach dieser Weise, indem sie ihn nur mit der Zungenspitze einschlürfen. Ich finde jedoch diese Beobachtung in unsern physiologischen Schriften nicht besonders hervorgehoben. Dafür aber findet man von mehreren neuern Physiologen, und am genauesten wie es scheint in der oben angeführten Abhandlung von Horn, eine andre merkwürdige Verschiedenheit beobachtet in Bezug auf die Geschmacksempfindungen des vordern, mittlern und hintern Theiles der Zunge. Es scheint nämlich unbezweifelt, daß ein und derselbe Gegenstand, auf verschie-

dene Theile der Zunge gebracht, ganz verschiedene Empfindungen hervorruft; so namentlich viele Gegenstände, die auf der Spitze der Zunge, auf den dort befindlichen papillis filiformibus sauer schmecken, schmecken an dem hintersten Theile der Zunge auf den papillis conicis oder vallatis bitter. (Horn S. 84 ff.) — Schade für unsere Gourmands, daß die Natur hier so auf halbem Wege stehen geblieben ist! Hätte sie dem Menschen eine längere Zunge mit mehreren solchen abgesonderten Geschmacksregionen gegeben, dann könnten wir mit einer und derselben Speise, wenn wir sie successiv von einer Stelle der Zunge zur andern brächten, uns, wenigstens in Bezug auf den Geschmack, den Genuß einer ganzen Mahlzeit verschaffen; oder wir könnten auch dadurch, daß wir gleichzeitig denselben Gegenstand auf verschiedene Stellen der Zunge brächten, Akkorde und Harmonien von Geschmäcken hervorbringen, was jetzt nur die Kunst des Koches durch Verbindung der vielfältigsten Stoffe, mit Hilfe des mächtigen Feuers zu thun vermag. —

Außer dem wenigen oben angeführten findet man in den noch vorhandenen Schriften des Philosophen keine nähere B e s c h r e i b u n g des menschlichen Geschmacksorganes. Doch wäre es

wohl möglich, daß in seinen verlorenen Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts genauere Angaben vorkamen.

II.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten, der oben von uns angegebenen Gesichtspunkte, und versuchen es die Stellen zu einem Ganzen zu vereinigen, in welchen Aristoteles zu erklären sucht die Art und Weise, wie die Geschmacksempfindungen vor sich gehen. [4])

Wie unsre Physiologen lehren geschieht das Schmecken im allgemeinen so: der schmeckbare Gegenstand, den man mit den Nerven der Zunge in Berührung setzt, wird durch den Speichel aufgelößt, bringt dann auf die Nerven vermittelst der Papillen einen Eindruck hervor, der sich zu dem Gehirn fortpflanzt, und dadurch zum Bewußtseyn kommt.

Mit dieser Ansicht kommt Aristoteles theils überein, theils weicht er sehr weit davon ab.

Als die erste Bedingung, die zum Hervorbringen einer Geschmacksempfindung erforderlich ist, setzt auch er ebenfalls die unmittelbare Berührung des Gegenstandes und des Organes. Er sieht dieses als die wichtigste charakteristi-

sche Eigenheit des Geschmackssinnes und Tastsinnes an, und er kommt mehrmal auf diese Bemerkung zurück. Bei dem Sehen, dem Hören und Riechen, bemerkt er, sind es nicht die Gegenstände, welche unmittelbar den Sinn afficiren; sondern sie wirken vielmehr zunächst nur auf ein von dem Organ abgesondertes und verschiedenes Medium; und was die Sinne wahrnehmen ist eigentlich nur dieses Medium, bei dem Sehen das Licht, bei dem Hören und Riechen die Luft. Die Flüßigkeit, oder Nässe (τὸ ὑγρὸν), wodurch die schmeckbaren Stoffe dem Organ zugeführt werden, will Aristoteles nicht als Medium (μεταξὺ) angesehen wissen; — und allerdings ist sie auch nicht ein solches Medium wie wir bei Sehen, Hören und Riechen, besonders bei den beiden erstern Sinnen es finden. Denn bei dem Schmecken, sind wirkliche körperliche Theile des Gegenstandes aufgelöst, welche in Verbindung mit der auflösenden Flüßigkeit das Organ selbst berühren.

Als zweite Bedingung nimmt der Philosoph ebenfalls die Auflösung im Nassen an. Der schmeckbare Gegenstand muß aufgelöst oder auflöslich seyn. Dabei spricht er jedoch niemals von dem Speichel, dessen eigenthümliche Beschaffenheit doch bei diesem ganzen Prozesse von

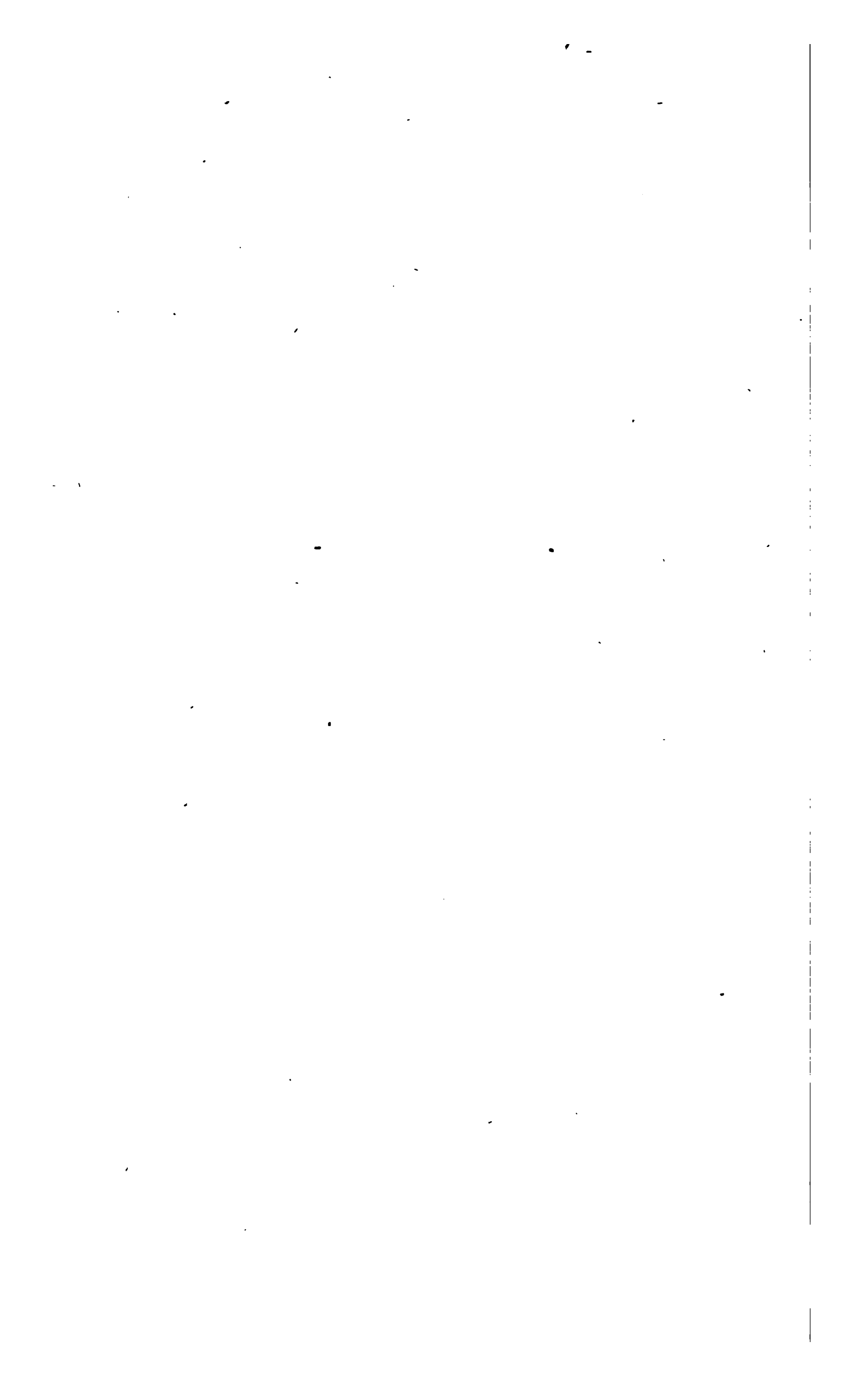
gen-Nerven dem quintus, glossopharyngeus und hypoglossus, über deren eigentliche Funktionen die Physiologen seit Galenus so vieles nicht ohne vielfältige Meinungsverschiedenheit zu sagen wissen.

Die einzige nähere Angabe über den Sitz des Geschmackes, welche wir bei Aristoteles finden, ist die Beobachtung, daß die Zunge an ihrer Spitze der schärfsten und deutlichsten Geschmacksempfindungen fähig sey, daß dieß Vermögen auf der übrigen Fläche im geringern Grade sich vorfinde. [3])

Diese Bemerkung scheint allerdings wenigstens bei Flüßigkeiten durch die Erfahrung bestättigt, und unsre Weinprüfer kosten wohl nicht umsonst den Wein nach dieser Weise, indem sie ihn nur mit der Zungenspitze einschlürfen. Ich finde jedoch diese Beobachtung in unsern physiologischen Schriften nicht besonders hervorgehoben. Dafür aber findet man von mehreren neuern Physiologen, und am genauesten wie es scheint in der oben angeführten Abhandlung von Horn, eine andre merkwürdige Verschiedenheit beobachtet in Bezug auf die Geschmacksempfindungen des vordern, mittlern und hintern Theiles der Zunge. Es scheint nämlich unbezweifelt, daß ein und derselbe Gegenstand, auf verschie-

dene Theile der Zunge gebracht, ganz verschiedene Empfindungen hervorruft; so namentlich viele Gegenstände, die auf der Spitze der Zunge, auf den dort befindlichen papillis filiformibus sauer schmecken, schmecken an dem hintersten Theile der Zunge auf den papillis conicis oder vallatis bitter. (Horn S. 84 ff.) — Schade für unsere Gourmands, daß die Natur hier so auf halbem Wege stehen geblieben ist! Hätte sie dem Menschen eine längere Zunge mit mehreren solchen abgesonderten Geschmacksregionen gegeben, dann könnten wir mit einer und derselben Speise, wenn wir sie successiv von einer Stelle der Zunge zur andern brächten, uns, wenigstens in Bezug auf den Geschmack, den Genuß einer ganzen Mahlzeit verschaffen; oder wir könnten auch dadurch, daß wir gleichzeitig denselben Gegenstand auf verschiedene Stellen der Zunge brächten, Akkorde und Harmonien von Geschmäcken hervorbringen, was jetzt nur die Kunst des Koches durch Verbindung der vielfältigsten Stoffe, mit Hilfe des mächtigen Feuers zu thun vermag. —

Außer dem wenigen oben angeführten findet man in den noch vorhandenen Schriften des Philosophen keine nähere Beschreibung des menschlichen Geschmacksorganes. Doch wäre es



Bei einer jeden Empfindung und Wahrnehmung, welche wir durch die Sinne erhalten, unterscheiden wir das empfindende und wahrnehmende Subjekt mit seinem Organ, ihm gegenüber das empfundene und wahrgenommene Objekt, und endlich als die Vermittlung beider den Akt der Empfindung und Wahrnehmung. Nach dieser Eintheilung handelt Aristoteles in seiner Schrift über die Sinne das Gemeinschaftliche und Allgemeine dieses Gegenstandes ab. Wir folgen ihm bei der Betrachtung des einzelnen Sinnes, der uns hier beschäftigt, und ordnen die Stellen, in welchen der Philosoph seine Ansichten über den Geschmacksinn ausspricht oder auch nur andeutet, nach denselben drei Gesichtspunkten. Wir wollen also zuerst sehen, was Aristoteles weiß und lehrt über das Organ des Geschmackes, dann über die Art wie das Schmecken geschieht, endlich über die durch den Sinn des Geschmackes

wahrzunehmenden Gegenstände. Daran wird sich zunächst anreihen eine Klassifikation der Geschmacksempfindungen, ferner einige Vergleichungspunkte des Geschmackssinnes mit den übrigen menschlichen Sinnen, endlich eine Vergleichung der Verschiedenheiten dieses Sinnes bei den Menschen und den verschiedenen Thierklassen, alles nach Aristotelischen Erfahrungen und Vorstellungen.

I.

Aristoteles kennt als Organ des Geschmackes nur die Zunge. [1])

Es darf uns dieß um so weniger befremden, da auch jetzt nach einer so weit genauern anatomischen Kenntniß, als Aristoteles sie haben konnte, und nach so vielfältig wiederholten Beobachtungen die Meinungen der Physiologen darüber getheilt sind, ob außer der Zunge noch andere Theile des Mundes der Geschmacksempfindung fähig sind. Die meisten dehnen das Organ des Geschmackes auch auf den Gaumen aus, dem sie ebenfalls eine, wenn auch dunklere Geschmacksempfindung beilegen; andere (Richerant und Lenhossek) schreiben diese Fähigkeit zugleich dem Zahnfleisch und den Lippen zu; an-

dere (Lecat und Dumas) der ganzen Mundhöhle und dem Schlunde; manche endlich der Mundhöhle, dem Schlunde und dem Magen. In einer Abhandlung über den Geschmacksinn des Menschen von Horn (Heidelb. 1825.), welche eine Reihe von genauen Versuchen enthält, finde ich als ganz bestimmt ausgesprochen, daß außer der Zunge und dem weichen Gaumen an keinem andern Theile bei irgend einem Stoffe eine deutliche Geschmacksempfindung wahrzunehmen sey.

Die anatomische Kenntniß, welche der Philosoph von der Zunge hat, ist sehr mangelhaft. Er sagt von ihr nichts näheres, als daß das Fleisch der Zunge locker und weich sey. [2])

Er weiß nichts von den Zungenwärzchen oder Papillen. Man findet also auch, wie natürlich, keine Spur der seit Bellini im XVII. J. herrschenden Ansicht, daß diese Zungenwärzchen das eigentliche Geschmackorgan sind, eine Ansicht, welche unter den neuesten Naturforschern nur von Treviranus bestritten worden ist, welcher in den Zungenwärzchen nicht die wesentlichsten Theile des Geschmacksorganes sieht, sondern vielmehr sie als Organe des Tastens und als einsaugende Organe, ähnlich den Flocken des dünnen Darmes, betrachtet. Ebenso wenig hatte Aristoteles Kenntniß von dem Daseyn der Zun-

gen-Nerven dem quintus, glossopharyngeus und hypoglossus, über deren eigentliche Funktionen die Physiologen seit Galenus so vieles nicht ohne vielfältige Meinungsverschiedenheit zu sagen wissen.

Die einzige nähere Angabe über den Sitz des Geschmackes, welche wir bei Aristoteles finden, ist die Beobachtung, daß die Zunge an ihrer Spitze der schärfsten und deutlichsten Geschmacksempfindungen fähig sey, daß dieß Vermögen auf der übrigen Fläche im geringern Grade sich vorfinde. [3])

Diese Bemerkung scheint allerdings wenigstens bei Flüßigkeiten durch die Erfahrung bestättigt, und unsre Weinprüfer kosten wohl nicht umsonst den Wein nach dieser Weise, indem sie ihn nur mit der Zungenspitze einschlürfen. Ich finde jedoch diese Beobachtung in unsern physiologischen Schriften nicht besonders hervorgehoben. Dafür aber findet man von mehreren neuern Physiologen, und am genauesten wie es scheint in der oben angeführten Abhandlung von Horn, eine andre merkwürdige Verschiedenheit beobachtet in Bezug auf die Geschmacksempfindungen des vordern, mittlern und hintern Theiles der Zunge. Es scheint nämlich unbezweifelt, daß ein und derselbe Gegenstand, auf verschie-

dene Theile der Zunge gebracht, ganz verschiedene Empfindungen hervorruft; so namentlich viele Gegenstände, die auf der Spitze der Zunge, auf den dort befindlichen papillis filiformibus sauer schmecken, schmecken an dem hintersten Theile der Zunge auf den papillis conicis oder vallatis bitter. (Horn S. 84 ff.) — Schade für unsere Gourmands, daß die Natur hier so auf halbem Wege stehen geblieben ist! Hätte sie dem Menschen eine längere Zunge mit mehreren solchen abgesonderten Geschmacksregionen gegeben, dann könnten wir mit einer und derselben Speise, wenn wir sie successiv von einer Stelle der Zunge zur andern brächten, uns, wenigstens in Bezug auf den Geschmack, den Genuß einer ganzen Mahlzeit verschaffen; oder wir könnten auch dadurch, daß wir gleichzeitig denselben Gegenstand auf verschiedene Stellen der Zunge brächten, Akkorde und Harmonien von Geschmäcken hervorbringen, was jetzt nur die Kunst des Koches durch Verbindung der vielfältigsten Stoffe, mit Hilfe des mächtigen Feuers zu thun vermag. —

Außer dem wenigen oben angeführten findet man in den noch vorhandenen Schriften des Philosophen keine nähere Beschreibung des menschlichen Geschmacksorganes. Doch wäre es

wohl möglich, daß in seinen verlorenen Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts genauere Angaben vorkamen.

II.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten, der oben von uns angegebenen Gesichtspunkte, und versuchen es die Stellen zu einem Ganzen zu vereinigen, in welchen Aristoteles zu erklären sucht die Art und Weise, wie die Geschmacksempfindungen vor sich gehen. [4])

Wie unsre Physiologen lehren geschieht das Schmecken im allgemeinen so: der schmeckbare Gegenstand, den man mit den Nerven der Zunge in Berührung setzt, wird durch den Speichel aufgelöst, bringt dann auf die Nerven vermittelst der Papillen einen Eindruck hervor, der sich zu dem Gehirn fortpflanzt, und dadurch zum Bewußtseyn kommt.

Mit dieser Ansicht kommt Aristoteles theils überein, theils weicht er sehr weit davon ab.

Als die erste Bedingung, die zum Hervorbringen einer Geschmacksempfindung erforderlich ist, setzt auch er ebenfalls die unmittelbare Berührung des Gegenstandes und des Organes. Er sieht dieses als die wichtigste charakteristi-

sche Eigenheit des Geschmackssinnes und Tastsinnes an, und er kommt mehrmal auf diese Bemerkung zurück. Bei dem Sehen, dem Hören und Riechen, bemerkt er, sind es nicht die Gegenstände, welche unmittelbar den Sinn afficiren; sondern sie wirken vielmehr zunächst nur auf ein von dem Organ abgesondertes und verschiedenes Medium; und was die Sinne wahrnehmen ist eigentlich nur dieses Medium, bei dem Sehen das Licht, bei dem Hören und Riechen die Luft. Die Flüßigkeit, oder Nässe (τὸ ὑγρὸν), wodurch die schmeckbaren Stoffe dem Organ zugeführt werden, will Aristoteles nicht als Medium (μεταξὺ) angesehen wissen; — und allerdings ist sie auch nicht ein solches Medium wie wir bei Sehen, Hören und Riechen, besonders bei den beiden erstern Sinnen es finden. Denn bei dem Schmecken, sind wirkliche körperliche Theile des Gegenstandes aufgelöst, welche in Verbindung mit der auflösenden Flüßigkeit das Organ selbst berühren.

Als zweite Bedingung nimmt der Philosoph ebenfalls die Auflösung im Nassen an. Der schmeckbare Gegenstand muß aufgelöst oder auflöslich seyn. Dabei spricht er jedoch niemals von dem Speichel, dessen eigenthümliche Beschaffenheit doch bei diesem ganzen Prozesse von

dem wesentlichsten Einflusse seyn muß; sondern immer nur im allgemeinen von dem feuchten Element (ὑγρὸν, ὑγρότης) was überhaupt mit seinem Gegensatze, dem Trocknen, nebst dem andern Gegensatze, des Warmen und Kalten, die Hauptfaktoren fast aller Resultate seiner physiologischen Forschungen ausmacht.

An diesen Satz, daß das Schmecken nur durch Auflösung im Nassen geschieht, knüpft er eine Folgerung über die dadurch nothwendig bedingte Beschaffenheit des Organes des Geschmacks. Nach seiner Ansicht nämlich kann nur Entgegengesetztes sich gegenseitig afficiren und auf einander einwirken, Trocknes auf Nasses, Warmes auf Kaltes u. dgl. Darum also, schließt er, weil das Schmeckbare nur in der Form des Nassen und Flüßigen wirkt, ist das Organ dafür nicht auch etwas absolut Nasses oder Flüßiges, noch auch etwas absolut Trocknes sondern etwas relativ Trocknes, was zugleich das Vermögen hat das Feuchte in sich aufzunehmen (δυνάμενον ὑγρανθῆναι). Daher, folgert er weiter, hat die Zunge kein Geschmacksvermögen, wenn sie ganz trocken ist, noch auch wenn sie zuviel Feuchtigkeit hat. Letzteres ist dann der Fall, wenn nach einer übermäßig starken Geschmacksempfindung, die eine

entsprechende übermäßige Feuchtigkeit auf der Zunge bewirkt, ein sonst schmeckbarer Gegenstand von schwächerer Wirkung an sie gebracht.

Von der Funktion der Zungenwärzchen und Nerven kann natürlich bei seiner Erklärung des Schmeckens keine Rede seyn, da ihm das Daseyn dieser Organe unbekannt war. Ebensowenig kennt er das Gehirn als den Ort, wohin sich die Eindrücke des Geschmackssinnes verbreiten. Nach seiner Ansicht ist vielmehr die Gegend des Herzens (ὁ περὶ τὴν καρδιάν τόπος) der Sitz des gemeinschaftlichen Sensoriums, und er nimmt an, daß gerade der Geschmacksinn damit in unmittelbarer Verbindung steht. [5])

III.

So viel über das Organ und die Empfindung des Geschmackes: etwas ausführlicher und mit ganz eigenthümlichen Ansichten äußert sich Aristoteles über die schmeckbaren Gegenstände und über dasjenige, was in den Gegenständen den objektiven Geschmack hervorbringt. [6])

Seine eigenen Vorstellungen knüpft er an die Widerlegung zweier älteren Forscher, des naturphilosophischen Dichters Empedokles und des materialistischen Philosophen Demokritus.

Er geht dabei von diesem Gedanken aus: das Element des Wassers, durch welches und in welchem wir doch allein die Gegenstände schmecken, ist an und für sich geschmacklos. Um also zu wissen, was denn eigentlich das Schmeckbare sey, ist es nöthig zu wissen was dasjenige sey, welches in dem Wasser die Veränderung hervorbringt, daß es aus einem Unschmeckbaren ein Schmeckbares wird. Empedokles erklärt sich dieses so, indem er annimmt, es seyen in dem Wasser ursprünglich alle Geschmäcke enthalten, es seyen in ihm gleichsam die Samen aller Geschäcke vorhanden (πανςπερμια χυμῶν); diese seyen aber in dem Wasser, so lange nicht etwas anderes auf dasselbe einwirke, für die Empfindung nicht wahrnehmbar. Für jenes andere auf das Wasser oder das Feuchte Element Einwirkende, wodurch diese latenten Geschmäcke für die sinnliche Wahrnehmung hervorgerufen werden, hielt Empedokles die Wärme und die Sonne. Demnach also nähme nach dieser Vorstellung des Empedokles das Nasse nicht seinen verschiedenen Geschmack aus der Verschiedenheit der aufgelösten trockenen Theile, sondern gerade umgekehrt, theilte das Nasse, je nachdem es durch die Wärme und die Sonne verschieden afficirt worden ist, die verschiednen Geschmäcke den trocke-

nen und festen Theilen mit. Man darf wohl annehmen, daß Empedokles zu diesen Vorstellungen kam zunächst durch die Betrachtung der Vegetabilien und der Art und Weise, wie in derselben die Zeitigung durch die Sonnenwärme vorgeht. Hier nahm er nun an, daß in dem wässerigen Theile der Frucht durch die Sonne der Geschmack hervorgerufen wird, und daß dann durch die so modificirten wässerigen Theile der Geschmack den festen Theilen sich mittheilt. Einen analogen Hergang nahm er dann bei allen schmeckbaren Stoffen an. Aristoteles erklärt diese Ansicht für einen ganz offenbaren und handgreiflichen Irrthum, und begnügt sich damit, nur folgende Einwendung dagegen aufzuwerfen. Er sagt: wir finden, daß in den Früchten, auch wenn sie anfangen auszutrocknen, und wenn die nassen Theile verdunsten, dennoch Veränderungen hinsichtlich des Geschmackes vorgehen, es können also nicht die nassen und flüssigen, und in diesem Fall gar nicht mehr vorhandenen Theile es seyn, welche den trocknen und festen den Geschmack mittheilen. [7])

Die andere Ansicht, welche Aristoteles bei dieser Gelegenheit verwerfend anführt, ist die des Demokritus, und, wie der Philosoph hinzusetzt, der meisten damaligen Physiologen (Δημόκρι-

(τος καὶ οἱ πλεῖστοι τῶν φυσιολόγων). Demokritus, Anhänger des von Leucippus zuerst gefundenen oder-doch zuerst wissenschaftlich begründeten atomistischen Systemes, mußte in Folge dieser Ansicht den Grund aller verschiedenen sinnlichen Eigenschaften der Dinge lediglich in die verschiedene Form und Zusammensetzung der Atome setzen, aus welchen allein mit bloßer Postulirung des leeren Raumes jene Schule die Welt construirte. Nach dieser Ansicht, wie Aristoteles bemerkt, wurden alle sinnlichen Wahrnehmungen auf den einzigen Sinn des Tastens zurückgeführt und als verschiedene Modificationen dieses einen Sinnes betrachtet; ganz folgerichtig und der Einfachheit dieses Systemes angemessen, da ja alle die verschiedenen Figuren und die Masse der körperlichen Atome durch das Tasten und zum Theil nur durch das Tasten wahrgenommen werden können. Bei manchen Sinnen, namentlich bei dem Gesichtsinn, führte dieses freilich zu sehr gezwungenen Erklärungen. Denn hier sahen sich die Atomistiker genöthigt anzunehmen, daß bei dem Sehen, von den sichtbaren Dingen wirkliche, wenn auch noch so unendlich feine, doch immer materielle Ausflüsse sich ablösen, und durch körperliche Berührung des Organes das Sehen bewirken. Bei dem Sinne

des Geschmackes, wo körperliche Berührung des empfindenden Organes und des empfundenen Objektes statt findet, lag die atomistische Erklärung näher. Demokritus führte alle Verschiedenheit des Geschmacks auf die verschiedenen Figuren der unendlich kleinen Atome, aus denen die Dinge bestehen, und auf die verschiedene Art ihrer Verbindung zurück. Aristoteles giebt nicht näher an, wie Demokritus dieses durchführte. Nach der Art, wie jener Philosoph die Farben erklärt, indem er das Weiße als dem Glatten entsprechend ansieht, und das Schwarze dem Rauhen, liegt es ganz nahe, daß er ebenso das Süße mit dem Glatten zusammenstellte, das Bittere oder Saure mit dem Rauhen, und ähnliches. [8]) Aristoteles widerlegt diese atomistische Erklärung des Geschmackes durch drei Einwendungen, deren Angemessenheit oder Unangemessenheit wir dahin gestellt lassen müssen. Diese sind nämlich Folgende: Wenn der Geschmacksinn die unendlich kleine Verschiedenheit in der Form und Figur der Atome wahrnähme, so müßte er auch die größern und gröbern Unterschiede der räumlichen Formen wahrnehmen, die ja doch viel leichter wahrnehmbar sind. Allein dieß ist nicht der Fall; aus dem bloßen Geschmack, wenn wir nicht andre Sinne

zu Hilfe nehmen, wissen wir nicht, ob der geschmeckte Gegenstand rund oder eckig u. s. w. ist. Ferner: Die Geschmacksempfindungen, wie alle andern Sinneswahrnehmungen, zeigen einen bestimmten Gegensatz; für den Geschmack ist dieser Gegensatz das Süße und Bittre, wie in den Farben das Weiße und Schwarze. Diesen Gegensatz nun kann man aber nicht durch die verschiedenen Figuren der Atome erklären: denn geometrische Figuren (σχηματα) sind unter sich nur verschieden aber nicht entgegengesetzt. Endlich: da der Figuren unendlich viele sind, so müßten auch die Geschmäcke unendlich seyn, d. h. da die unendliche Menge aller Gegenstände aus Atomen von verschiedenen Figuren besteht, so müßten auch ohne Ausnahme alle Gegenstände schmecken, wenn wirklich der Geschmack und seine Verschiedenheiten durch die Atome bedingt wäre.

Diese atomistische Ansicht Demokrit's erinnert an eine Wiederholung derselben in neuerer Zeit. Ebenso nämlich behauptete Bellini im XVII. Jahrhundert, derselbe der zuerst die Papillen als eigentliches Geschmacksorgan geltend machte, die Verschiedenheit der Geschmäcke rühre von den verschiedenen Krystallisationsformen der Stoffe her, eine Behauptung, welche von mehreren

angenommen und vertheidigt wurde, namentlich von Luchtmanns in der Mitte XVIII. Jahrhunderts in seinem Werke De saporibus et gustu (Lugd. 1758) der sie durch mikroskopische Beobachtungen zu begründen suchte.

Die eigene Ansicht des Aristoteles über die schmeckbaren Stoffe, welche er auf die Widerlegung von Empedokles und Demokritus folgen läßt, ist folgende. Zuerst besteht er darauf, wovon er schon bei der Erklärung der Empfindung des Schmeckens sprach, daß das Schmeckbare feste Theile sind, die im Wasser aufgelöst dem Wasser den Geschmack ertheilen und nicht umgekehrt; er macht dieses deutlich durch eine Vergleichung, indem er sagt, die festen aufgelösten Theile durchdrängen und veränderten das Wasser, gerade wie ein in Wasser aufgelöstes Pigment dasselbe durchdringt und färbt. Aber, fährt er fort, nicht die Auflösung eines jeden festen trocknen Stoffes bringt etwas Schmeckbares hervor. Es handelt sich also darum eine allgemeine Eigenschaft aufzufinden, welche die letzte Bedingung und das Wesen des Schmeckbaren ausmacht, bei aller Verschiedenheit der einzelnen Geschmäcke. Dieses letzte allem Schmeckbaren zu Grunde liegende und seine Schmeckbarkeit Bedingende, ist ihm nun der Nahrungsstoff (τὸ

τρόφιμον ξηρόν). Was Nahrungsstoff enthält schmeckt, und umgekehrt was schmeckt in dem ist Nahrungsstoff. Denn, wie er an einer andern Stelle sagt, der Geschmack überhaupt bezieht sich auf die Ernährung, und gehört der Ernährung an. [9])

Um den Philosophen mit diesem Satz nicht etwas ganz ungereimtes sagen zu lassen, muß man denselben in der größten Allgemeinheit auffassen, so daß von allen übrigen mechanischen und sonstigen Eigenschaften der schmeckbaren Körper abgesehen wird, welche sie verhindern Nahrungsmittel zu seyn; dann muß man natürlich nicht nur an Nahrungsstoff für den Menschen denken, sondern an Nahrung für den thierischen Organismus überhaupt, und ferner nicht blos in dem einen Zustand der Gesundheit, sondern in allen pathologischen Zuständen, endlich muß man die Freiheit haben diesen Nahrungsstoff anzunehmen, wenn er auch nur in der möglich kleinsten Quantität genommen werden kann, und in jeder größern Quantität schädlich oder tödtlich ist. Wenn also Jemand diese Ansicht des Aristoteles als offenbar widersinnig ansehen wollte, indem er mineralische schmeckbare Stoffe oder mineralische und vegetabilische Gifte anführte, welches alles schmeckt und nicht nährt,

so könnte der Philosoph dagegen bemerken, daß er natürlich bei mineralischen Stoffen nicht der Masse diesen Nahrungsstoff zuschreibt, sondern dem was in derselben schmeckt und was durch Auflösung aus der festen Masse ausgeschieden werden kann; ferner, daß bei Giften es auf die Quantität des in den thierischen Magen aufgenommenen Quantums ankommt; endlich könnte er zugeben, daß der Nahrungsstoff, obgleich der letzte Grund alles Schmeckbaren, nicht blos in den verschiedenen schmeckbaren Objekten in dem verschiedensten Grade bis zu dem kleinsten Atom enthalten ist, sondern daß er auch durch andre Einwirkungen vielfach verändert und verdorben werden könne. — Indessen, wenn schon auf diese Weise sich begreifen läßt; wie Aristoteles zu dieser Vorstellung kam, so scheint sie darum nicht weniger unrichtig, da gerade die nahrhaftesten Stoffe am wenigsten schmecken, dagegen die nichtnahrhaften Gewürze, Salze u. dgl. den stärksten Geschmack haben.

Dieser alles Schmeckbare in den Körpern bedingende Nahrungsstoff ist ihm aber das Süße, sey es rein oder mit Beimischung. Hier sehen wir ein Zusammentreffen der Ansicht des Stagiriten mit der neuern Ansicht die eine Zeit

lang herrschte, als sey der Zuckerstoff die nahrhafte Substanz in den Vegetabilien.

Der Philosoph begnügt sich jedoch nicht da, mit in dem Nahrungsstoff das ursprünglich Schmeckbare gefunden zu haben, so wie in dem Süßen die ihm zukommende Geschmackseigenschaft; er dringt noch weiter vor, und sucht sich zu erklären, wie und durch welche letzte Bedingungen das Süße hervorgebracht werde. [10]) Diese Bedingung findet er in einem gehörigen Verhältniß des Warmen und Feuchten zu dem Trockenen und Kalten, und in einer gehörigen Durchdringung und, wie er sich ausdrückt, Durchkochung (πέψις) der beiden zuerst genannten Theile. Dagegen wenn das Kalte und Trockne das Uebergewicht gewinnt über das Feuchte und Warme, und auf diese Art das gehörige Verhältniß dieser Letztern aufgehoben wird, so geht nach seiner Meinung das Süße nach den verschiedenen Abstufungen in das Bittre über. Er sucht dieses dann besonders an den Vegetabilien und dem Prozesse der Zeitigung nachzuweisen.

Auf dieses zuletzt angeführte Resultat gründet er nun weiter die Klassifikation der verschiedenen Geschmäcke, und er erhält dadurch allerdings einen festen Punkt für dieselbe, während man kaum Willkührlichkeiten und Unbe-

stimmtheiten vermeiden kann, wenn man, wie von vielen geschehen ist, eine solche Klassifikation lediglich nach den subjektiven Geschmacksempfindungen aufstellt. Der Grund- und Hauptgeschmack, und also gleichsam das Positive des Geschmackes, ist in Folge des früher gesagten nach Aristotelischer Ansicht das Süße; [11]) den direkten Gegensatz, oder wie wir es ausdrücken würden, die reine Negation des Süßen ist das Bittere. Alle andre Geschmäcke sind nur Mischungen dieser beiden. An das Süße gränzt zunächst der fettige oder ölige Geschmack (λιπαρὸς) und an das Bittere der salzige (ἁλμυρός). Dazwischen liegen der scharfe (δριμύς) zusammenziehende (strenge αὐστηρὸς), herbe (στρυφνὸς) und saure (ὀξύ) Geschmack. Er macht dieses deutlich durch Zusammenstellung mit den Farben. Er vergleicht das Süße und Bittere als die zwei entgegeugesetzten Geschmackseigenschaften, mit dem Gegensatz der weißen und schwarzen Farbe, aus deren Mischung und verschiedenem gegenseitigen Verhältniß, nach seiner Ansicht, die verschiedenen Farben entstehen. Er setzt diese Parallelisirung so weit fort, daß er wie sieben Hauptfarben eben so sieben Hauptgeschmäcke annimmt.

Nach der im Anfange des Aufsatzes gegebenen Eintheilung bleibt jetzt noch übrig die Aristotelischen Ansichten durchzunehmen über das Verhältniß des Geschmackssinnes zu den übrigen Sinnen des Menschen, so wie endlich die Notizen aus dem Gebiet der vergleichenden Anatomie und Physiologie zusammen zu stellen, welche sich über diesen Gegenstand in seinen noch übrigen Schriften finden.

Was die Verwandtschaft des Geschmacksinnes mit andern Sinnen betrifft, so ist Aristoteles besonders beschäftigt, eine solche bei dem Tastsinn und dem Geruch nachzuweisen. Ob er gleich durchaus gegen das atomistische System ist, welches alle sinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen durch unmittelbaren körperlichen Contakt der Materie und des Sinnenorganes entstehen läßt, so macht er doch, wie schon oben bemerkt worden ist, wiederholt darauf aufmerksam, daß die Geschmacksempfindung gleich dem Tasten nur durch unmittelbare Berührung des Gegenstandes statt finde, und er nennt mehrmal den Geschmack geradezu ein gewisses Tasten oder eine Art von Tasten. [12])

Ebenso leitet er die vorzügliche Schärfe und Ausbildung des menschlichen Geschmack-Vermögens von dem vollkommenern Tastsinn des

Menschen ab, worin er alle Thiere übertrifft.[13])

Die nahe Verwandtschaft des Geschmackes mit dem Geruch glaubt Aristoteles, besonders in der Uebereinstimmung des Riechbaren und Schmeckbaren in den Stoffen, so wie in der Analogie der einzelnen Geschmacks- und Geruchsempfindungen zu finden.[14]) Er sagt geradezu, daß das was man riecht nichts anderes ist, als ebenfalls eine Auflösung der trockenen schmeckbaren Theile (ἔγχυμον ξηρόν), nur mit dem Unterschied, daß bei dem Schmecken allein im Nassen die Auflösung geschieht, bei dem Riechen dagegen in der Luft und im Nassen; und, — setzen wir in seinem Sinne hinzu, — mit dem weitern Unterschied, daß das Schmeckbare nur durch unmittelbaren Contakt des Organs empfunden wird, das Riechbare dagegen durch ein von dem Organ gesondertes und verschiedenes Medium. Er hätte vielleicht richtiger gesagt, daß die riechbaren Substanzen nur durch das Medium der Luft oder in gasförmiger Auflösung auf den Geruchsinn wirken. Denn obgleich man auch jetzt gewöhnlich annimmt, daß für die Wasserthiere das Wasser das Medium der Gerüche sey, so scheint doch die Bemerkung von Treviranus[15]) sehr beachtungswerth, wel-

cher überhaupt diese Frage noch einer nähern Prüfung empfiehlt, und zugleich erklärt, daß, wenn in der That eine solche Einwirkung der Substanzen durch das Wasser statt findet, der Sinn dafür nicht Geruch- sondern Geschmacksinn sey. Die Uebereinstimmung des Riechbaren und Schmeckbaren in den Stoffen sucht Aristoteles auf folgende Weise zu zeigen. Er stellt den Satz auf, daß alle Stoffe, die keinen Geschmack haben, auch keinen Geruch haben; was er durch Induktion zu beweisen unternimmt. Die Elemente Wasser, Feuer, Erde, Luft, in ihrem reinen Bestand schmecken nicht, und haben eben so wenig Geruch; eben so die Steine. Von den Metallen ist das Gold ohne Geschmack und auch geruchlos; das Kupfer und Eisen haben Geschmack und ebenso auch Geruch. Ein höherer Grad von Kälte hemmt und hebt auf beide Eigenschaften; für beide ist Wärme bis zu einem gewissen Grad nöthig um eine Empfindung hervorzubringen. Ueber die Analogie der beiden Empfindungen im einzelnen führt er an, daß bei dem Sinn des Geruches sich die verschiedenen Geschmacksemfindungen wiederholen, nur dunkler und unbestimmter. Der Geschmacksempfindung, die wir süß nennen, entspricht der süße Geruch, wie z. B. der Geruch von Safran,

oder Honig; ebenso dem scharfen Geschmack der scharfe Geruch, wie z. B. der Geruch von Thymian. Dem Bittern, in der Sphäre des Geschmackes entspricht der Geruch der Fäulniß (τὸ σαπρόν). —

Auch an Notizen aus dem Gebiete der vergleichenden Physiologie und Anatomie über diesen Sinn fehlt es nicht in den noch vorhandenen Schriften des Aristoteles. Zuerst bemerkt er, daß der Geschmacksinn bei den Menschen viel vollkommener und schärfer sey als bei den Thieren, während diese uns sonst an Schärfe der übrigen Sinne übertreffen. Dieß leitet der Philosoph daher ab, weil der Geschmack gewissermaßen ein Tasten sey (ἁφή τις); der Tastsinn und Gefühlsinn sey aber bei dem Menschen weit vollkommner als bei allen Thieren. [16]) Ueberdieß findet er auch in der übrigen Beschaffenheit der menschlichen Zunge, als Organ dieses Sinnes, die Ursache seiner höhern Vollkommenheit bei dem Menschen. Er macht darauf aufmerksam, daß die menschliche Zunge mehr als bei den verschiedenen Thierklassen der Fall ist, losgelöst und mit freier Bewegung versehen, (ἀπολελυμένη) von weicher Fleischmasse (μαλακωτάτη) und breit (πλατεῖα) sey, und eben darum zum Schmecken und Sprechen am ge-

schicktesten [17]) — Ohngefähr auf gleiche Weise, nur mit Berücksichtigung der Nerven, von deren Daseyn und Funktionen Aristoteles keine Kenntniß hatte, bestimmt auch Cuvier die Bedingungen einer höhern Vollkommenheit dieses Sinnes, indem er sagt: „Der Sinn des Geschmacks ist desto vollkommner: 1) je beträchtlicher die zur Zunge gehenden Nerven sind; 2) je fähiger die Zunge ist, von den schmeckbaren Flüssigkeiten durchdrungen zu werden; 3) je biegsamer die Zunge ist, und mit je mehr Fläche sie den Körper betasten kann. Außer diesen Bedingungen der höhern Vollkommenheit des menschlichen Geschmacksinnes ist jedoch vielleicht mit Treviranus [18]) noch eine andere anzunehmen, von welcher unser Philosoph ebenfalls keine Kunde hatte, nämlich die Mischung und eigenthümliche Beschaffenheit des menschlichen Speichels.

Die anatomischen Untersuchungen und Kenntnisse des Aristoteles über die Verschiedenheit des Geschmacksorganes in den einzelnen Thierklassen sind freilich sehr dürftig, wenn man sie mit dem vergleicht, was die Werke unserer Physiologen und vergleichenden Anatomen enthalten, obgleich auch sie bekennen müssen, daß auch jetzt noch überaus vieles hierin zu beobachten, zu erforschen und näher zu bestimmen ist. Wir stellen

die allgemeine Bemerkung des Philosophen voraus, des Inhaltes, daß alle Thierklassen Geschmack haben müssen, wenn auch in verschiedenem Grade, weil alle Nahrung einnehmen, und weil man überdieß fast bei allen nachweisen kann, daß sie ihre Nahrung wählen, und durch diese Auswahl zeigen, daß die verschiedenen Nahrungsmittel verschiedene Eindrücke auf ihr Geschmackorgan hervorbringen. [19]) Was den ersten dieser beiden Gründe betrifft, so bietet sich, ohne näher in die Sache einzugehen, die Gegenbemerkung dar, daß an den Genuß der Nahrung allerdings wesentlich das unangenehme Gefühl des Hungers und das angenehme Gefühl geknüpft ist, welches die Befriedigung des Hungers bewirkt. Einen weitern Schluß aber auf die Geschmacksempfindungen kann man wohl aus jener einfachen Prämisse nicht ziehen. Eine größere Bedeutung scheint auf den ersten Anblick der zweite Grund zu haben. Allein auch hier läßt sich ebenfalls, ohne in das Einzelne einzugehen, bemerken, daß es sich wohl denken läßt, daß bei vielen Thieren, bei welchen die Ernährung nur auf gewisse einzelne Nahrungsmittel eingeschränkt ist, der Geruch der leitende und bestimmende Sinn ist, so daß es nicht unumgänglich nothwendig ist, sofort dem Geschmack

als die einzige Bedingung dieser Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Ueber diesen ganzen Gegenstand darf man vielleicht als Resultat der bis jetzt angestellten Untersuchungen und Beobachtungen das Urtheil von Treviranus annehmen, welcher sich dahin erklärt, „daß in vielen Fällen nicht mehr als bloße Vermuthungen über die Verbreitung des Geschmackssinnes in den verschiedenen Klassen und Familien der Thiere möglich sind.“ Wir können also um so eher den Stagiriten entschuldigen, wenn er über diesen Gegenstand keine unbezweifelte und umfassende Belehrung ertheilte. Jedenfalls scheint der Weg noch am sichersten zu einem Resultat zu führen, den die Neuern eingeschlagen haben, nämlich eine genaue Untersuchung des Geschmacksorganes der einzelnen Thierklassen, die Vergleichung mit demselben Organe bei dem Menschen und die darauf gegründeten Schlüsse nach der Analogie.

Von einer solchen Untersuchung des Geschmackorganes einzelner Thiere findet sich bei Aristoteles nur ein schwacher Anfang, aber doch immerhin ein Anfang, was für wissenschaftliche Bestrebungen oft nicht weniger verdienstlich ist, als das Verfolgen des einmal eingeschlagenen Weges. So bemerkt er von den Fischen, daß sie eine Zunge hätten, diese sey aber knochen-

artig und nicht losgelöst; womit er wahrscheinlich den Vorsprung des mittleren Knochens meint, an welchen sich die Knochen einlenken, welche die Kiemen tragen, und durch welchen die Zunge gebildet wird. Bei einigen Fischen, bemerkt er weiter, ist der Gaumen fleischig (ὀρανός σαρκώδης) so daß man bei oberflächlicher Betrachtung diesen Theil fälschlich für die Zunge nehmen kann. [20]) An einem andern Ort bemerkt er, daß einige Vögel eine breitere Zunge haben als die übrigen und namentlich diejenigen, welche sprechen lernen, ohne daß er jedoch für den Geschmackſinn daraus ein Resultat zieht. [21]) Ebendaselbst kommt er nochmals auf die Zunge der Fische zu sprechen, und wiederholt, daß sie dieses Organ haben, wenn auch bei vielen nicht deutlich hervortretend, und vergleicht sie mit der Zunge der Krokodile. Was die letztere Bemerkung betrifft, so sehen wir, daß Aristoteles hier den Irrthum vermieden hat, den seit Herodot bis in die neuere Zeit mehrere sich zu Schulden kommen ließen, die dem Krokodil die Zunge absprachen. [22]) Von den Schlangen und Eidechsen führt er an, daß sie eine lange gespaltene Zunge haben, und er ist der Meinung, daß diese doppelte Zungenspitze die Geschmacksempfindung verstärkt. [23])

Anmerkungen.

---

1) Hist. Animal. I., 11. pag. 15. Ed. Sylburg. — 2) Histor. Animal Ibid. —

3) Histor. Animal. Ibid. lin. 19. τὸ δ' αἴσθητικὸν χυμῦ, γλῶττα. ἡ δ' αἴσθησις ἐν τῷ ἄκρῳ. ἐὰν δὲ ἐπὶ τῷ πλατεῖ ἐπιτεθῇ, ἧττον.

4) Vergl. De Anima II. p. 42. De Sensu. cap. 4. p. 10. De Partib. animal. II. p. 39. Ed. Sylburg.

5) De Partib. animal. II. p. 39.

6) De Sensu. cap. 4. p. 10. — 7) Ibid. p. 13.

8) Was Aristoteles hier von Empedokles und Demokrits Erklärungen des Schmeckens und Geschmackes anführt, wird gut erläutert durch einige Stellen des interessanten, aber leider kritisch sehr verdorbenen Aufsatzes von Theophrast über die Sinne, welcher zwar neulich einen Herausgeber gefunden hat, (in Philipson De internarum humani corporis partium cognitione etc. Berlini. 1831) aber im Allgemeinen von den Geschichtschreibern der Philosophie und der Naturwissenschaften noch sehr wenig benutzt worden ist. Nach der Darstellung, die dort gegeben wird, stellte sich Empedokles vor, die Sinneswahrnehmungen würden alle bewirkt durch körperliche Theile, die sich von den Gegenständen ablösen, d. i. durch Ausflüsse (ἀποῤῥοιαι, effluvia) welche in die Oeffnungen oder Wege (πόροι) der Sinnesorgane eindringen. Dieß wird dann besonders durch die Art, wie er das Sehen erklärt, näher ausgeführt. Auf die Erklärung der andern Sinne, namentlich des Geschmacksinnes, ließ sich Empedokles, wie Theophrast bemerkt, nicht näher ein. Sehr ausführlich und genau stellt Theophrast in der genann-

ten Schrift die Theorie der Sinne nach Demokritos dar, genauer und ausführlicher als sonst bei einem andern Schriftsteller geschiebt. Namentlich wird dort (§. 65. und §. 82. Ed. Schneider.) im Einzelnen durchgeführt, wie Demokritus die verschiedenen Arten des Geschmackes mit der verschiedenen Form der Atome zusammenstellte. Der saure Geschmack wird nach seiner Ansicht bewirkt durch spitzige, vielfach gekrümmte, dabei kleine und dünne Atome; das Süße durch runde Atome; das Bittre so wie das Herbe durch vieleckige, nirgends abgerundete, die überdieß bei dem Bittern noch in einander gehäckelt sind und dergl.

9) De Sensu. cap. 1. p. 2. lin. 21. — 10) De Plantis II., 10. p. 293. — 11) De Sensu cap. 4. p. 10. De Anima II., 10. p. 43. — 12) De Sensu cap. 4. p. 10. Histor. Animal. I., 15. p. 19. — 13) Histor. Animal. I, 15. p. 19. — 14) De Sensu cap. 5. De Anima II., 9. — 15) Biologie VI. Band, S. 252. — 16) Hist. Animal. I., 15. p. 19. De Sensu cap. 4. p. 10. — 17) De Partib. Animal. II., 16. p. 47. — 18) Biologie B. VI. S. 242. — 19) Hist. Animal. IV., 8. 20) Hist. Animal. IV., 8. p. 160. Ed. Schneider. — 21) De Partib. Animal. II., 16. p. 48. — 22) Blumenbach, Vergleichende Anatomie S. 347. — 23) De Partib. Animal. II., 16. p. 47.

Ueber eine auf der Insel Chios gefundene griechische Inschrift.

Unter den Einrichtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen gehören die gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe zu den interessantesten und am meisten charakteristischen. An den Cultus geknüpft und darum mit besonderer Würde und Bedeutsamkeit versehen, machten sie zugleich einen Haupttheil der öffentlichen Unterhaltungen und Volksfeste aus. Anfangs war diese öffentliche Feier nur auf Leibesübungen eingeschränkt; bald aber, bei der steigenden Entwiklung der griechischen Bildung, traten geistige Uebungen hinzu, und beide zusammen stellten in ihrer Verbindung die jenem glücklichen Geschlechte ei-

gene Harmonie leiblicher und geistiger Kräfte im vollsten Lichte dar. Wenn uns dieses Institut auf diese Weise die schöne und harmonische Gestaltung des griechischen Nationalcharakters zeigt, so zeigt es ferner nicht minder die Lebhaftigkeit und Energie desselben in dem Streben jedes Einzelnen durch Aeußerungen eines tüchtigen und edeln Selbstgefühles sich hervorzuthun. Dieses letztere ist aber gleichfalls ein bemerkenswerther charakteristischer Zug der Griechen. So wie im Staate Jeder für sich etwas gelten wollte, und dadurch das republikanische Wesen entstand, so war überhaupt fast keine Aeußerung leiblicher oder geistiger Kraft, keine Fertigkeit und Kunst, ja sogar kein natürlicher ohne persönliches Verdienst zugetheilter Vorzug, der sich nicht öffentlich geltend zu machen und durch öffentliche Anerkennung siegreich sich hervorzuthun strebte. Diese Richtung zeigt sich wie in diesen öffentlichen Festspielen, so nicht minder in jenen volksmäßigen Wettstreiten des Gesanges bei den arkadischen und sizilischen Hirten, welche die spätere buskolische Poesie nachbildete; in den Aufführungen der attischen Bühne, wo Dichter mit Dichtern, und Choragen, denen die Besorgung jener Aufführungen zustand, mit Choragen um den Preis rangen; ferner in öf-

fentlichen Ausstellungen, wodurch Maler ihre Gemälde dem Volke zeigten, so wie in den Preisen für körperliche Schönheit, um welche an manchen Orten Jünglinge und Mädchen sich herkömmlich bewarben. Bei jenen musikalischen und gymnastischen Festspielen und Wettkämpfen aber pflegt man zunächst nur an die berühmtesten, jene olympischen, isthmischen, pythischen und nemeischen zu denken. Allein die Vorstellung von der Lebendigkeit, Kraft und Schönheit des öffentlichen Lebens der Griechen wird nicht wenig gesteigert, wenn wir uns erinnern, daß diese wenn auch die berühmtesten, doch bei weitem nicht die einzigen Institute dieser Art waren. Fast keine Stadt von einiger Bedeutung, wo Griechen wohnten, ermangelte solcher Festspiele. Dieß bezeugen so viele Stellen alter Schriftsteller und nicht minder eine nicht geringe Anzahl noch vorhandener Denkmäler, welche in ihrer Vereinigung ein überaus manigfaltiges, dem Raum und der Zeit nach weit ausgedehntes, lebendiges Gemälde dieses Institutes uns darbieten. Einen neuen Zug zu diesem Gemälde, oder, wenn man lieber will, ein neues Bild in der reichen Gallerie von Darstellungen der griechischen Agonistik giebt uns eine der Inschriften, deren Abschriften unsere Gesellschaft der gütigen Mitthei-

lung unsers so ausgezeichneten Mitgliedes, des Herrn Major von Prokesch Ritters von Osten verdankt, und welche zu den interessantesten dieser so schätzbaren Sammlung gehört. Es ist dieß eine Steinschrift gefunden auf der einst so blühenden und durch ihre neuesten Schicksale so interessanten Insel Chios. Diese Inschrift ist zwar verstümmelt aber doch noch immer von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung. Anfang und Ende fehlen nemlich, so auch das Ende der einzelnen Zeilen; doch sind die durch diesen letztern Uebelstand erzeugten Lücken nur klein und mit einigen Ausnahmen aus dem Zusammenhang zu ergänzen. Ich gebe hier eine Uebersetzung der Inschrift, in welche ich die wahrscheinlichen Ergänzungen aufgenommen habe, und lasse darauf einiges zur Erläuterung des Inhaltes folgen:

"Unter den Gymnasiarchen Hermesilaus, Sohn des Xuthus, Dinnys Sohn des Helixus, Nikias Sohn des Metro. siegten in den angestellten Wettkämpfen, und brachten das Trankopfer dar den Musen und dem Herakles aus den dazu gegebenen Einkünften durch das Psephisma des . . . Sohnes des Lysias, folgende unter den Knaben, Epheben und Männern. Im Vorlesen, Agathokles des Agathokles Sohn; in der Rhapsodie, Miltiades des Dionysios

Sohn; im Psalmos Xenon des Timokles Sohn; im Citherspiel Kleomedes des Dionysios Sohn. Im Langlauf, unter den Knaben: Asklepiades, Sohn des Protogenes; unter den jüngern Epheben: Dionysios, Sohn des Kallistratos; unter den mittlern Epheben: Timokles, Sohn des Timokles; unter den ältern Epheben: Moschion Sohn des Moschion; unter den Männern: Onaischrion Sohn des Onaischrion. Im einfachen Lauf, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Hestiäos Sohn des Megenor; unter den mittlern Epheben: Apollonios, Sohn des Apollonios; unter den ältern Epheben: Artemon Sohn des Artemon; unter den Männern: Metrodoros Sohn des Pauson. In dem Doppellauf, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Hybristos, Sohn des Patäkos; unter den mittlern Epheben: Melantes, Sohn des Antigonus; unter den ältern Epheben: Apollonios des Apollonios Sohn; unter den Männern: Mejus, Sohn des Adrastos. Im Ringen, unter den Knaben: Athenikon, Sohn des Theophanes; unter den jüngern Epheben: Demetrios, Sohn des Makron; unter den mittlern Epheben: Moschos, Sohn des Moschos; unter den ältern Epheben: Theodotos

Sohn des Theodotos; unter den Männern: Apelles, Sohn des Kleinomachos. Im Faustkampfe, unter den Knaben: Heraklides, Sohn des Heraklides; unter den jüngern Epheben." .... [1])

Ehe wir in den einzelnen Punkten der Inschrift einige Erläuterungen hinzufügen, bemerken wir im Allgemeinen zuerst, daß man von früher Zeit an das Andenken der Sieger in den Kampfspielen zu erhalten suchte. War es ja doch vorzugsweise diese öffentliche Ehre vor dem Volke, welche die Kämpfenden anfeuerte. Zu dieser Verherrlichung half die Poesie, welche den Sieger im Gesange pries, und die bildende Kunst, welche durch Denkmäler an den berühmten Wallfahrtsorten, so wie in der Heimath ihn durch ihre Werke verherrlichte. Zu dem nämlichen Zwecke pflegte man die Namen der Sieger in öffentlichen Gedenktafeln aufzuzeichnen.

Solcher Protokolle der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe, gleich allen andern öffentlichen Urkunden nach der Sitte des Alterthums auf Stein oder Erz geschrieben, haben sich mehrere erhalten. Die bedeutendsten darunten sind einige attische, und ganz besonders, obgleich aus später Zeit, einige böotische der Stadt Thespiä angehörig, nicht weit von dem Helikon, dem Sitze der Musen, gefunden. [2])

Zu dieser Klasse von Inschriften gehört nun auch vorliegende, und obgleich sie einiges Eigne hat, so stimmt sie der Natur der Sache nach, was ihre Einrichtung und Abfassung im Allgemeinen betrifft, mit jenen überein. Gewöhnlich werden im Eingange die Magistratspersonen genannt, während deren Amtsführung, oder auch der Kampfordner, unter dessen Vorsitz die Spiele gehalten wurden, dazu wird dann gewöhnlich der Name des Festes oder die Angabe der Veranlassung hinzugefügt, wegen deren die Spiele gefeiert wurden; darauf folgt das Verzeichniß der Sieger.

Dasselbe findet sich nun auch im Allgemeinen auf unsrer Inschrift. Der Anfang ist zwar verstümmelt, so daß man nicht sieht, welche Magistrate etwa hier genannt waren. Daß aber eine solche Angabe hier Statt fand, geht außerdem, daß das Formular solcher Protokolle es so mit sich brachte, aus dem abgebrochenen Worte der zweiten Zeile (—χȣντων) nebst den darauf folgenden eigenen Namen hervor. Vorausgesetzt, daß dieses abgebrochene Wort ganz genau copirt ist, so ist es wohl mit Sicherheit so zu ergänzen, (γυμνασιαρ-χȣντων) so daß hier die Vorsteher des Gymnasiums, die Gymnasiarchen, genannt werden. Die Erwähnung der Gymna-

starchen kommt auch sonst im Eingange solcher Inschriften vor. Daß auf Chios ein Gymnasium war, weiß man urkundlich aus einer andern Inschrift und durch das Zeugniß der Schriftsteller;*) allein auch ohne solche Beweise versteht es sich wohl von selbst, daß eine so bedeutende und blühende Insel einer solchen Anstalt nicht ermangelte. Aus der Erwähnung der Gymnasiarchen möchte ich jedoch nicht mit Böckh schließen, daß wir nur ein Verzeichniß von Schülern und Theilnehmern einer solchen Anstalt hier haben, welche bei einer Art von öffentlichen Prüfung den Preis davon trugen; wofür auch noch der Umstand sprechen soll, daß wir unter den Siegern nur Einwohner von Chios und keine Fremden treffen, welche sonst bei feierlichen, zu dem Cultus gehörigen Spielen nicht auszubleiben pflegten. Mir scheint unsre Urkunde vielmehr sich auf eines solcher Festspiele zu beziehen. Dafür spricht ihre Uebereinstimmung mit andern Urkunden dieser Klasse; ferner die hier angeführten Leistungen des Rhapsoden und das Vorlesen eines literarischen Produktes, welches beides nicht wohl zu den Uebungen eines griechischen Gymnasiums gerechnet werden kann; endlich der Umstand, daß diese Spiele offenbar als den Musen und Herkules geweiht erscheinen, wie man

auch die Lücke, welche gerade an der betreffenden Stelle sich vorfindet, ergänzen mag. Daß nur Chier unter den Siegern erscheinen, beweißt nur, daß diese Festspiele nicht so allgemein bekannt oder so bedeutend waren, daß sich viele fremde Theilnehmer einfanden. Dieses wird um so natürlicher erscheinen, wenn wir annehmen, daß hier nicht von einem feststehenden, jährlich wiederkehrenden, sondern von einem nur einmal gefeierten Festspiele die Rede ist, — eine Annahme wohin vielleicht auch der in der Inschrift erwähnte Volksbeschluß deutet, nach welchem auf eine besondere Veranlaßung dieses Fest gefeiert wurde.

Die Verbindung der Musen mit Herkules ist hiebei eben so bedeutsam als gewöhnlich. Erscheint ja doch dieser Gott, als Herkules Musagetes so oft in der Gesellschaft der Musen, so wie er mit Hermes als Schutzpatron der Gymnastik galt. Jener Verbindung der beiden Gottheiten entspricht bei den hier verzeichneten Festpielen sehr angemessen die Verbindung der gymnastischen und musikalischen Wettkämpfe. Ein solcher Verein geistiger und leiblicher Uebungen war zwar überhaupt bei allen größeren Festspielen der Griechen gewöhnlich; doch begnügte man sich auch oft nur mit einer der beiden Ar-

ten, und dann ward die Wahl, wie natürlich, durch den Charakter der Gottheiten bestimmt, deren Festtag gerade gefeiert werden sollte. So finden wir in zwei Verzeichnissen von Festspielen an dem jährlichen Feste der Musen, das in Böotien gefeiert wurde, nur poetische und musikalische Wettkämpfe und keine gymnischen; Bei den zu Orchomenus gefeierten Charitesien, wo beide Arten erscheinen, nehmen gewöhnlich die Sieger in den Leistungen der Musenkünste den ersten Platz ein;[4]) so ist es auch auf unsrer Inschrift. Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die verschiedenen Gattungen von Wettkämpfen, welche hier aufgeführt sind, und dann auf die verschiedenen Klassen der Theilnehmer und Sieger bei diesem Feste.

Von den musikalischen und poetischen Wettkämpfen finden wir aufgezeichnet: das Vorlesen; die Rhapsodie; und zwei Arten des Citherspieles, den Psalmos und Kitharismos; — freilich in Vergleich mit andern solchen Protokollen keine sehr lange und manigfaltige Liste, die jedoch die wesentlichsten der bei solchen Gelegenheiten üblichen Produktionen enthält. Die aus der römischen Kaiserzeit übrigen, schon oben berührten Verzeichnisse der in Böotien gefeierten Charitesien und Museen geben dafür viel reich-

haltigere Verzeichnisse, von denen wir zur Vergleichung hier eines mittheilen wollen.[4]) Es werden die Sieger dort unter folgenden Rubriken genannt: Dichter des Prologes (Prosodion); Herolde; Trompeter; Lobredner des Kaisers; Lobredner der Musen; Verfasser des Lobgedichtes auf den Kaiser; Verfasser des Lobgedichtes auf die Musen; Rhapsoden; Flötenspieler; Citherspieler; Dichter der alten Tragödie; Dichter der neuen Komödie; Schauspieler der neuen Komödie; Schauspieler der neuen Tragödie; Flötenspieler zur Begleitung des Chors; Nearoden (?); Satyrenschreiber. Die geringere Anzahl von Rubriken auf unserm Denkmal hat ihren Grund in der wahrscheinlich beschränkteren Bedeutung dieses Festspieles auf Chios, so wie in den Verhältnissen des frühern Zeitalters dem es angehört.

Im Verlaufe der Zeit trat auch auf diesem Gebiete; wie überhaupt in dem ganzen Kreise der schönen Künste, das Manigfaltige und wohl auch das Ueberladene an die Stelle des Einfachen und des rechten Maaßes, und vergebens suchten Einzelne dahin zurückzukehren. Wir finden darüber eine nicht uninteressante Stelle in Plutarch's Tischgesprächen.[5]) „Bei Gelegenheit der pythischen Spiele, erzählt Plutarch, sprach man einmal davon, man sollte die später hinzu-

gekommenen Wettkämpfe wieder aufheben. Denn nachdem man einmal zu den drei ursprünglichen musikalischen Aufführungen des pythischen Flötenspielers, des Citharspielers (Kitharisten) und des Sängers zur Cither (Kitharoden) noch die des Tragödien-Dichters (Tragoden) zugelassen hatte, dann war für eine Menge andrer, noch weiter hinzukommender Unterhaltungen Thor und Thüre geöffnet und man konnte sie nicht abhalten. Dadurch bekam das Festspiel zwar eine nicht unangenehme Manigfaltigkeit und großen Zulauf; allein die strenge Einfachheit und das wahrhaft Poetische konnte nicht dabei bestehen. Auch machte das den Kampfrichtern viel zu schaffen und zog ihnen, wie natürlich, da Viele durchfielen, viele Feindschaften zu. Besonders glaubte man die Dichter und prosaischen Schriftsteller von dem Festspiele entfernt halten zu müssen, nicht gerade aus Widerwillen gegen sie; allein da sie in der Regel unter den Preisbewerbern bei weitem am bekanntesten waren, so hatten die Richter eine gewisse Scheu vor ihnen und kamen durch sie in Verlegenheit: sie hielten sie zwar leicht alle für sehr vortrefflich; es konnten aber doch nicht alle den Preis davon tragen. Ich aber, setzt er dann noch hinzu, suchte in der Gesellschaft diejenigen, welche das Be-

stehende ändern wollten, auf andre Gedanken zu bringen, sie, welche die öffentlichen Wettkämpfe gerade in der Weise tadelten, wie wenn Jemand einem musikalischen Instrumente zum Vorwurf machen wollte, daß es viele Saiten hat, und mehrstimmig ist.“

Unter dem Vorlesen (ἀνάγνωσις) verstehen wir hier das Vorlesen prosaischer Stücke durch ihre Verfasser; ob man dabei im vorliegenden Fall historische, rhetorische oder philosophische Arbeiten anzunehmen habe, läßt sich nicht näher bestimmen. Es ist bekannt, daß es schon früher Sitte war, daß Geschichtschreiber, Redner und Philosophen bei den öffentlichen Festspielen ihre Arbeiten vortrugen. Am liebsten mußten sie dieses freilich an Orten wie zu Olympia thun, wo sie das zahlreichste und glänzendste Publikum fanden. Nachdem Herodotus, „seine Geschichten singend, wie Lucian sagt, und alle Anwesenden bezaubernd“ zuerst dort aufgetreten war, versuchten viele andere denselben Weg des Ruhm's, die Lucian an der genannten Stelle anführt und darunter auch ein Anaximenes von Chios.[6])

Auf das Vorlesen folgt in unsrer Urkunde die Rhapsodie. Das ursprüngliche und Haupt-Geschäft der Rhapsoden bestand bekanntlich dar-

in, einzelne Stücke der alten volksthümlichen epischen Poesie, mit musikalischer Begleitung, passender Aktion und in einem entsprechenden Costüm, aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Sie schränkten sich jedoch nicht fortdauernd auf diesen Kreis der epischen und namentlich homerischen Gedichte ein; und ebenso trugen sie nicht blos fremde, sondern auch eigne poetische Erzeugnisse vor. So weiß man daß Xenophanes sein philosophisches Lehrgedicht als Rhapsode bei den olympischen Spielen zur allgemeinen Kenntniß brachte.[7]) Wir sehen darin zugleich ein Beispiel, daß die Rhapsodie in den Kreis der poetischen und musikalischen öffentlichen Wettkämpfe gehörte. Doch fehlt es überhaupt dafür nicht an Beispielen. Wir verweisen darüber nur auf die schon angeführten Inschriften aus Thespiä und Orchomenus. Dort kommt gewöhnlich ein Poet und ein Rhapsode vor. Böckh stellt sich die Sache so vor, als habe in solchen Fällen jeder Dichter seinen Rhapsoden bei sich gehabt, der des ersteren Verse vortrug. Die Preisbewerbung war also dann eine doppelte, nämlich in Bezug auf den Inhalt eines Gedichtes und in Bezug auf den Vortrag. Dem sey nun, wie ihm wolle, auf unserm Denkmale kommt diese Trennung nicht vor, die wohl auch mehr nur

der spätern als der frühern Zeit angehört. Ob unser hier genannte Rhapsode Eignes oder Fremdes bei diesem Feste vortrug, läßt sich nicht angeben. Wenn man freilich sich erinnert, daß Chios der alte Sitz der Homeriden war, und daß die Kunst der Rhapsoden von Frühem an auf dieser Insel blühte,[8]) so möchte man zunächst an den Vortrag homerischer oder doch überhaupt epischer Gedichte denken.

Nach der Rhapsodie kommen die musikalischen Produktionen, der Psalmos und Kitharismos. Daß man unter beiden Rubriken Saiteninstrumente zu verstehen habe, und zwar bei der letztern die Kithara, ist ganz klar; allein nicht so ganz sicher ist der Unterschied zwischen dem Psalmos und Kitharismos anzugeben. Böckh weist nach zu dieser Stelle, daß Psalmos, so wie die verwandten Wörter (Ψάλλειν, Ψαλτήριον) das Spiel solcher Saiteninstrumenten bedeuten, welche mit der blosen Hand behandelt werden; dagegen sey die Cither nur mit dem Plektrum gespielt worden. Somit hätten wir uns denn vorzustellen, daß zuerst ein Concert (und zwar hier im eigentlichen Sinne des Wortes) von mehreren Spielern nach einander auf einem Saiteninstrumente der ersten Art gegeben worden sey, wie auf der Magadis

oder Pektis oder einem andern solchen Instrumente, das mit freier Hand gespielt wurde, und daß dann die Reihe an die nur mit dem Plektrum zu spielende Cither gekommen sey. Ich glaube jedoch, daß dieß nicht der einzige Unterschied hier zwischen Psalmos und Kitharismos ist. Denn obgleich diese beiden Klassen von Saiteninstrumenten allerdings nicht unbedeutend verschieden waren, so scheint doch die bei diesen Festspielen nöthige Manigfaltigkeit nicht wohl mit zwei so ähnlichen Aufführungen nacheinander sich zu vertragen; und, was noch wichtiger ist, wir vermissen, wenn wir den Unterschied nur auf das oben angedeutete beschränken, die Anführung einer andern musikalischen Preisbewerbung, die bei solchen Festspielen gewöhnlich war, nämlich den Gesang. Es mag daher richtiger seyn, unter Psalmos sich Gesang mit Begleitung eines Saiteninstrumentes zu denken; Kitharismos aber ist Saitenspiel für sich, nicht als Begleitung zum Gesang, wo es also darauf ankam Virtuosität auf dem Instrument zu zeigen. Gerade so finden wir auf den Verzeichnissen von Thespiä und Orchomenus den Kitharisten und Kitharoden, wovon der erste das Instrument spielt, der andre spielt und singt. [9]) Zu diesen beiden Arten kam noch eine dritte Anwendung

von Citherspiel, nämlich als Begleitung eines Chores. Dieß sind die Chorocitharisten, welche nebst den Citharoden und Psilocitharisten bei den von dem Kaiser Domitian zu Ehren des Capitolinischen Jupiters gestifteten Festspielen auftraten.[10]) Das Saiteninstrument, welches wir uns bei dem auf unsrer Inschrift genannten Psalmos als zur Begleitung dienend denken müssen, ist die Lyra, oder ein dieser verwandtes Instrument, als: die Magadis, oder Pektis. Diese Instrumente gleichen im Allgemeinen unsern jetzt veralteten Mandolinen oder Lauthen, wenn man sich dabei den Griff oder Hals derselben ganz kurz und den Bauch des Instrumentes offen, ohne Resonanzboden denkt. Für das Solospiel bei dem Kitharismos diente die Kithara, das Instrument von welchem unsre Guitarre den Namen erhalten hat, ohne ihm jedoch ähnlich zu seyn. Es ist die Kithara nämlich jenes auf den Denkmälern der alten Kunst so häufig vorkommende Instrument, welches aus zwei, gleich Hörnern gekrümmten Seitenstücken bestand, oben und unten mit Querstäben verbunden, auf denen die Saiten aufgespannt waren, unten überdieß mit einem hohlen, den Resonanzboden bildenden Gestell versehen. Es ist also dasjenige antike Instrument, welches

man jetzt, obgleich unrichtig, wie aus dem Gesagten erhellt, gewöhnlich Lyra oder Leier nennt.[11]) Daß aber gerade die Kithara und kein andres Saiteninstrument für das Solospiel bei diesen musikalischen Wettkämpfen gebraucht wurde, zeigen außer dem Namen (Kitharismos) auch noch Stellen der alten Schriftsteller, wie z. B. des Aristoteles, an einer Stelle, die wir sogleich noch näher berücksichtigen werden, wo er die Kithara ein technisches Instrument nennt, d. i. ein solches, welches man den Musikern von Profession überlassen und nicht in den Kreis des musikalischen Jugendunterrichtes aufnehmen sollte.[12])

Lange Zeit war Gesang und Begleitung des Saiteninstrumentes mit einander verbunden, bis man anfieng das Saitenspiel, getrennt vom Gesange, selbstständig zu üben und mit steigender Kunstfertigkeit auszubilden. Ein Argiver, Aristonikus, um die Zeit des Archilochus, also im siebenten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, soll darin den ersten Versuch gemacht haben. Unter denjenigen, welche auf diesem Wege weiter vorangiengen wird unter andern auch ein Chier, Namens Dion genannt.[13]) Mit besonderm Eifer und Erfolg bildete man aber diesen Theil der Instrumentalmusik, wie

stehende ändern wollten, auf andre Gedanken zu bringen, sie, welche die öffentlichen Wettkämpfe gerade in der Weise tadelten, wie wenn Jemand einem musikalischen Instrumente zum Vorwurf machen wollte, daß es viele Saiten hat, und mehrstimmig ist.“

Unter dem Vorlesen (ἀνάγνωσις) verstehen wir hier das Vorlesen prosaischer Stücke durch ihre Verfasser; ob man dabei im vorliegenden Fall historische, rhetorische oder philosophische Arbeiten anzunehmen habe, läßt sich nicht näher bestimmen. Es ist bekannt, daß es schon früher Sitte war, daß Geschichtschreiber, Redner und Philosophen bei den öffentlichen Festspielen ihre Arbeiten vortrugen. Am liebsten mußten sie dieses freilich an Orten wie zu Olympia thun, wo sie das zahlreichste und glänzendste Publikum fanden. Nachdem Herodotus, „seine Geschichten singend, wie Lucian sagt, und alle Anwesenden bezaubernd“ zuerst dort aufgetreten war, versuchten viele andere denselben Weg des Ruhm's, die Lucian an der genannten Stelle anführt und darunter auch ein Anaximenes von Chios.[6])

Auf das Vorlesen folgt in unsrer Urkunde die Rhapsodie. Das ursprüngliche und Haupt-Geschäft der Rhapsoden bestand bekanntlich dar-

in, einzelne Stücke der alten volksthümlichen epischen Poesie, mit musikalischer Begleitung, passender Aktion und in einem entsprechenden Costüm, aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Sie schränkten sich jedoch nicht fortdauernd auf diesen Kreis der epischen und namentlich homerischen Gedichte ein; und ebenso trugen sie nicht blos fremde, sondern auch eigne poetische Erzeugnisse vor. So weiß man das Xenophanes sein philosophisches Lehrgedicht als Rhapsode bei den olympischen Spielen zur allgemeinen Kenntniß brachte.[7]) Wir sehen darin zugleich ein Beispiel, daß die Rhapsodie in den Kreis der poetischen und musikalischen öffentlichen Wettkämpfe gehörte. Doch fehlt es überhaupt dafür nicht an Beispielen. Wir verweisen darüber nur auf die schon angeführten Inschriften aus Thespiä und Orchomenus. Dort kommt gewöhnlich ein Poet und ein Rhapsode vor. Böckh stellt sich die Sache so vor, als habe in solchen Fällen jeder Dichter seinen Rhapsoden bei sich gehabt, der des ersteren Verse vortrug. Die Preisbewerbung war also dann eine doppelte, nämlich in Bezug auf den Inhalt eines Gedichtes und in Bezug auf den Vortrag. Dem sey nun, wie ihm wolle, auf unserm Denkmale kommt diese Trennung nicht vor, die wohl auch mehr nur

der spätern als der frühern Zeit angehört. Ob unser hier genannte Rhapsode Eignes oder Fremdes bei diesem Feste vortrug, läßt sich nicht angeben. Wenn man freilich sich erinnert, daß Chios der alte Sitz der Homeriden war, und daß die Kunst der Rhapsoden von Frühem an auf dieser Insel blühte,[8]) so möchte man zunächst an den Vortrag homerischer oder doch überhaupt epischer Gedichte denken.

Nach der Rhapsodie kommen die musikalischen Produktionen, der Psalmos und Kitharismos. Daß man unter beiden Rubriken Saiteninstrumente zu verstehen habe, und zwar bei der letztern die Kithara, ist ganz klar; allein nicht so ganz sicher ist der Unterschied zwischen dem Psalmos und Kitharismos anzugeben. Böckh weist nach zu dieser Stelle, daß Psalmos, so wie die verwandten Wörter (Ψάλλειν, Ψαλτήριον) das Spiel solcher Saiteninstrumenten bedeuten, welche mit der blosen Hand behandelt werden; dagegen sey die Cither nur mit dem Plektrum gespielt worden. Somit hätten wir uns denn vorzustellen, daß zuerst ein Concert (und zwar hier im eigentlichen Sinne des Wortes) von mehreren Spielern nach einander auf einem Saiteninstrumente der ersten Art gegeben worden sey, wie auf der Magadis

oder Pektis oder einem andern solchen Instrumente, das mit freier Hand gespielt wurde, und daß dann die Reihe an die nur mit dem Plektrum zu spielende Cither gekommen sey. Ich glaube jedoch, daß dieß nicht der einzige Unterschied hier zwischen Psalmos und Kitharismos ist. Denn obgleich diese beiden Klassen von Saiteninstrumenten allerdings nicht unbedeutend verschieden waren, so scheint doch die bei diesen Festspielen nöthige Manigfaltigkeit nicht wohl mit zwei so ähnlichen Aufführungen nacheinander sich zu vertragen; und, was noch wichtiger ist, wir vermissen, wenn wir den Unterschied nur auf das oben angedeutete beschränken, die Anführung einer andern musikalischen Preisbewerbung, die bei solchen Festspielen gewöhnlich war, nämlich den Gesang. Es mag daher richtiger seyn, unter Psalmos sich Gesang mit Begleitung eines Saiteninstrumentes zu denken; Kitharismos aber ist Saitenspiel für sich, nicht als Begleitung zum Gesang, wo es also darauf ankam Virtuosität auf dem Instrument zu zeigen. Gerade so finden wir auf den Verzeichnissen von Thespiä und Orchomenus den Kitharisten und Kitharoden, wovon der erste das Instrument spielt, der andre spielt und singt.[9]) Zu diesen beiden Arten kam noch eine dritte Anwendung

von Citherspiel, nämlich als Begleitung eines Chores. Dieß sind die Chorocitharisten, welche nebst den Citharoden und Psilocitharisten bei den von dem Kaiser Domitian zu Ehren des Capitolinischen Jupiters gestifteten Festspielen auftraten.[10]) Das Saiteninstrument, welches wir uns bei dem auf unsrer Inschrift genannten Psalmos als zur Begleitung dienend denken müssen, ist die Lyra, oder ein dieser verwandtes Instrument, als: die Magadis, oder Pektis. Diese Instrumente gleichen im Allgemeinen unsern jetzt veralteten Mandolinen oder Lauthen, wenn man sich dabei den Griff oder Hals derselben ganz kurz und den Bauch des Instrumentes offen, ohne Resonanzboden denkt. Für das Solospiel bei dem Kitharismos diente die Kithara, das Instrument von welchem unsre Guitarre den Namen erhalten hat, ohne ihm jedoch ähnlich zu seyn. Es ist die Kithara nämlich jenes auf den Denkmälern der alten Kunst so häufig vorkommende Instrument, welches aus zwei, gleich Hörnern gekrümmten Seitenstücken bestand, oben und unten mit Querstäben verbunden, auf denen die Saiten aufgespannt waren, unten überdieß mit einem hohlen, den Resonanzboden bildenden Gestell versehen. Es ist also dasjenige antike Instrument, welches

man jetzt, obgleich unrichtig, wie aus dem Gesagten erhellt, gewöhnlich Lyra oder Leier nennt.[11]) Daß aber gerade die Kithara und kein andres Saiteninstrument für das Solospiel bei diesen musikalischen Wettkämpfen gebraucht wurde, zeigen außer dem Namen (Kitharismos) auch noch Stellen der alten Schriftsteller, wie z. B. des Aristoteles, an einer Stelle, die wir sogleich noch näher berücksichtigen werden, wo er die Kithara ein technisches Instrument nennt, d. i. ein solches, welches man den Musikern von Profession überlassen und nicht in den Kreis des musikalischen Jugendunterrichtes aufnehmen sollte.[12])

Lange Zeit war Gesang und Begleitung des Saiteninstrumentes mit einander verbunden, bis man anfieng das Saitenspiel, getrennt vom Gesange, selbstständig zu üben und mit steigender Kunstfertigkeit auszubilden. Ein Argiver, Aristonikus, um die Zeit des Archilochus, also im siebenten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, soll darin den ersten Versuch gemacht haben. Unter denjenigen, welche auf diesem Wege weiter vorangiengen wird unter andern auch ein Chier, Namens Dion genannt.[13]) Mit besonderm Eifer und Erfolg bildete man aber diesen Theil der Instrumentalmusik, wie

es scheint, erst zur Zeit Platos und Aristoteles aus, und die Veranlassung dazu waren die öffentlichen musikalischen Wettkämpfe. Es ist offenbar, daß diese Art von musikalischen Produktionen auf die Ausbildung und, man darf es wohl sagen, auf die Verbildung der Musik entscheidend einwirkte. Ursprünglich wurde Musik, wie überall so auch bei den Griechen, als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung geübt, und so war es natürlich, daß die Instrumentalmusik, namentlich das Saitenspiel nur zur Begleitung und Unterstützung des Gesanges diente. Als man aber einmal angefangen hatte die Musik nicht mehr blos als Organ der Empfindung sondern als Gegenstand einer selbstständigen Kunstfertigkeit zu betrachten, und als die Instrumentalmusik für sich allein sich geltend zu machen suchte: da konnte natürlich die alte Einfachheit und damit auch der Ausdruck und die überwältigende Kraft der Musik nicht mehr länger bestehen. Jeder, der öffentlich auftrat, mußte nun suchen durch überraschende Fingerfertigkeit und ähnliche Mittel zu gefallen. Dieß liegt in der Natur der Sache; wir haben dafür aber auch noch das Zeugniß Plato's nnd des Aristoteles. Wo nämlich letzterer in seiner Politik von der Erziehung handelt, und dabei von dem Zwecke und der besten

Art des musikalischen Unterrichtes spricht, da setzt er als Bedingung zur Erreichung jenes Zweckes fest, daß die Zöglinge keine solche musikalischen Uebungen vornähmen, welche nur auf jene öffentlichen Concerte berechnet seyen, jene übertriebenen Kunststücke, welche jetzt (sagt Aristoteles) in den Wettkämpfen aufgekommen und von daher in den Unterricht übergegangen sind. Er spricht sich dann noch weiter sehr stark gegen diese Richtung des musikalischen Geschmackes aus; was nach der Ansicht, die er und die übrigen griechischen Philosophen überhaupt von der Bedeutung und Würde der Musik hatten, sich nicht anders erwarten läßt.[14])

Doch kehren wir zu unserer Inschrift zurück. Auf die Sieger in dem literarischen und musikalischen Wettkampfe folgen nun die Sieger in den gymnastischen Uebungen. Von solchen finden wir in unsrer Urkunde den Wettlauf, das Ringen und den Faustkampf. Da der Stein nicht ganz erhalten ist, so wäre es wohl möglich, daß unten auch noch andre Arten des Wettkampfes folgten.

Der Wettlauf, welcher für das älteste und geehrteste dieser gymnastischen Spiele galt, machte gewöhnlich dabei den Anfang. Darum sehen wir ihn auch hier zuerst genannt. Es gab fünf Arten

des Wettlaufes, nämlich (nach dem Maaß des zurückgelegten Weges geordnet): der einfache Lauf (Stadion), der Doppellauf (Diaulos), der Roßlauf (Ephippios) und der Langlauf (Dolichos). Das Stadion bestand darin, daß der Wettkämpfer eine Bahn von ein hundert fünf und zwanzig Schritten von den Schranken bis zum Ziel einmal durchlief; bei dem Doppellauf kam noch der Rückweg hinzu. Bei dem Roßlauf hatte der Läufer vier Stadien zurückzulegen. Der Langlauf war entweder der gewöhnliche Dolichos oder der Pferdsdolichos (Dolichos hippios). Darnach wird auch bei den alten Schriftstellern sein Maaß verschieden angegeben zu sieben und zu vier und zwanzig Stadien. Von diesen verschiedenen Arten des Wettlaufes kam gewöhnlich der Dolichos zuerst: so finden wir es auch auf andern Inschriften außer der unsrigen und so war auch, wie wir wissen, dieselbe Ordnung bei den olympischen Spielen.[15])

Ueber das Ringen und den Faustkampf, die nach dem Wettlauf folgen, haben wir nicht nöthig zur Erklärung unserer Steinschrift in nähere Erörterungen einzugehen; einige wenige Bemerkungen jedoch, welche sich nicht jedem Leser der Inschrift sofort darbieten werden und die doch nicht ganz ohne Interesse sind, werden

wohl beigefügt werden dürfen. So mag es für bemerkenswerth gelten, daß auf Chios ebenso wie zu Sparta die Sitte bestand, daß auch Jungfrauen an dieser gymnastischen Uebung Theil nahmen und zwar nicht etwa nur unter sich, sondern auch mit Männern.[16]) Ferner: die hier vorkommende Ordnung, wonach der Faustkampf nach dem Wettlauf und Ringen erscheint, war bei diesen Festspielen die gewöhnliche. Sie findet sich schon bei Homer in dem Kampfspiel das die Phäaken zur Unterhaltung ihres Gastes Odysseus geben, wo der Faustkampf ganz am Ende nach allen andern Uebungen vorkommt. Diese antiquarische Notiz ist um so eher fest zu halten, weil sonderbarer Weise Plutarchus in einem eignen Aufsatz das Gegentheil zu erweisen sucht, als sey bei Homer der Faustkampf bei diesen Spielen immer am Anfang; wobei er jedoch die oben angedeutete Stelle übersah.[17]) Dieses gewaltsame, oft das Gesicht und den Körper auf immer verunstaltende Spiel stand überhaupt in geringerm Ansehen als die andern. Obgleich in der mythologischen und heroischen einzelne Könige und Edle genannt werden, welche die Dichter als tüchtige Faustkämpfer verherrlichten, so war der Faustkampf dennoch auf Lykurgs Anordnung von den Festspielen der

Spartaner ausgeschlossen; zu Olympia wurde er erst um die 23 Olympiade eingeführt, und hatte immer Stimmen gegen sich.[18])

So viel über die verschiedenen Gattungen von Wettkämpfen, die auf unsrer Urkunde verzeichnet sind; nun Etwas über die verschiedenen Altersklassen der Theilnehmer. Bei den literarischen, poetischen und musikalischen Wettkämpfen finden wir nur einfach die Namen der Sieger ohne Zusatz angegeben. Nach der Natur dieser Leistungen konnten da auch wohl nur Männer auftreten. Auf den andern noch übrigen ähnlichen Verzeichnissen ist es damit ganz ebenso; nur bei dem Flötenspiel finde ich einmal zwei Klassen von Theilnehmern und Siegern genannt, nämlich Männer und Knaben.[19])

Daß aber an den gymnischen Preisbewerbungen bei den Festspielen auch Knaben und Jünglinge und nicht blos Männer Theil nahmen, kann nicht befremden. Diese Wettkämpfe machten einen so allgemein interessirenden Gegenstand des Ehrgeizes für die einzelnen Individuen, für die Familien und die gesammten Gemeinden aus, daß es eine ganz natürliche Erscheinung ist, wenn wir jedes Alter sich nach dem Preise bemühen sehen. Zugleich war die Gymnastik ein solcher Haupttheil der Erziehung, daß man auch wohl aus

pädagogischen Gründen auf den Gedanken kommen konnte, die jungen Turner bei solchen feierlichen Gelegenheiten auftreten zu lassen. An und für sich, und gehörig gehandhabt konnte diese Einrichtung ganz zweckmäßig oder doch unschädlich seyn; allein Eitelkeit und Uebertreibung scheinen sie bald verkehrt und verdorben zu haben. Wie wir nämlich bei unsrer modernen Erziehung in Gefahr sind nach der geistigen Seite hin zu übertreiben, und wie wir unsre gelehrten Wunderkinder und jungen Polyhistoren haben, so mochte bei den Griechen der Fall oft vorkommen, daß man die armen Knaben schon in der Kindheit zu gewaltigen Athleten machen wollte, und auf diese Art ihre leibliche Gesundheit untergrub, wie auf jene andre Weise die geistige, und freilich oft noch dazu die leibliche Gesundheit untergraben wird. Darüber klagt wenigstens Aristoteles an einer Stelle, wo er überhaupt von dem gymnastischen Unterrichte handelt. Er theilt zugleich die Beobachtung mit, daß man unter den vielen Knaben, die zu Olympia siegten, nur zwei oder drei fände, welche auch als Männer Preise davon getragen hatten.[20])

Nachdem es übrigens einmal eingeführt war, daß nicht blos Männer, sondern auch Jünglinge und Knaben in diesen Wettkämpfen auf-

traten, so war es eine natürliche Folge, daß die Kämpfer nach dem Maaße ihres Alters und ihrer Kräfte sich in gewisse Klassen abtheilen mußten. Diese Abtheilungen finden wir in den früheren Zeiten einfach; aber später immer mehr und mehr weiter vervielfacht. Zu Pindars Zeit waren nur zwei solcher Abtheilungen: Knaben und Männer; darauf: Knaben, Jünglinge (ἀγένειοι Bartlose), Männer. Diese letztere Eintheilung kommt sehr häufig vor bei den alten Schriftstellern und auf Inschriften. In andern Verzeichnissen ist noch eine Klasse mehr, nämlich: junge Leute des ersten, des zweiten, des dritten Alters und Männer; also im Ganzen vier Klassen. In unserer Urkunde finden wir noch eine Klasse mehr: Knaben; jüngere Epheben; mittlere Epheben; ältere Epheben; Männer.[21]) Bei diesen Abtheilungen nach dem Alter durften die Männer natürlicher Weise nicht mit den Klassen der jüngern und darum schwächern Wettkämpfer sich um den Preis bewerben; wohl aber war es den letztern, wenn sie wollten, erlaubt, mit den Männern und überhaupt mit einer höhern Abtheilung in die Schranken zu treten. So erklärt es sich, daß auf unserer Inschrift dieselbe Person, nämlich Apollonios des Apollonios Sohn, bei dem Stadium unter den

mittleren Epheben, und bei dem Diaulos unter den älteren Epheben erscheint.[22])

Die Reihenfolge wie diese verschiedenen Altersklassen nach einander an den Wettkämpfen Theil nahmen, scheint nicht überall dieselbe, sondern vielmehr, wie aus Inschriften zu schließen ist, von doppelter Art gewesen zu seyn. In dem einen Falle nämlich folgten die verschiedenen Uebungen, das Laufen, das Ringen u. s. w. so aufeinander, daß bei einer jeden derselben der Reihe nach die verschiedenen Altersklassen auftraten. So war es wohl bei dem Festspiel, dessen Andenken die vorliegende Urkunde erhalten hat, welche unter jeder Rubrik der Wettkämpfe jedesmal alle Altersklassen aufführt. Im andern Falle kämpften zuerst die Knaben alle verschiedenen Wettkämpfe durch; dann, wenn diese ganz fertig waren, die Jünglinge u. s. w. Auf das Vorkommen dieser zweiten Einrichtung scheinen wenigstens solche Verzeichnisse zu führen, welche die Altersklassen als Hauptrubriken haben, und unter einer jeden dieser Altersklassen alle verschiedenen Gattungen der Wettkämpfe aufzählen.[23])

Von den einzelnen Namen der Sieger, so wie auch von den im Anfang der Inschrift verzeichneten, hat Böckh nachgewiesen, daß meh-

rere davon auch sonst als Namen von Personen aus Chios vorkommen. Dabei ist aber eine Notiz nachzutragen. Wir haben nämlich von einem der auf unserm Steine verzeichneten jungen Sieger höchst wahrscheinlich die Grabschrift übrig: so hat sich das Andenken an den Ehrentag und den frühen Tod eines sonst unbekannten Jünglings von Chios erhalten, der vor etwa zweitausend Jahren[24]) oder vor noch längerer Zeit siegte und verblühte, während so mancher bedeutendere Name in der Nacht der Vergessenheit untergegangen ist. Dieser Jüngling ist der unter den jüngeren Epheben als Sieger im Langlauf genannte Dionysios des Kallistratos Sohn. Unter den übrigen auf der Insel Chios gefundenen Inschriften ist nämlich eine Grabschrift auf einen Dionysios der im blühenden Ephebenalter starb.[25]) Es wird kein zu kühner Schluß seyn, die Identität beider Personen anzunehmen. Sprache und Stil dieser zweiten Inschrift deutet nicht auf ein anderes Zeitalter; und es wäre sogar möglich, daß das in dem vierten Verse gebrauchte Bild eine Anspielung auf den im Dolichos davon getragenen Sieg enthielte. Wir setzen diese Grabschrift zum Schluße hierher:

Als ich der Jahre zehn und sieben kaum noch vollendet,
Riß die Möre mich fort, hin zu Persephones Haus.

Kurz nur war mir vergönnt des Lebens Fackel zu tragen;
Doch die längere Bahn höheren Alters versagt.
Und so sank Dionysios, schön im Reize der Jugend,
Liebling der Musen zugleich, frühe zum Hades hinab.
Ende Vater und du o Mutter die bittere Klage:
Denn nun bin ich am Ziel, das mir die Möre gesetzt.

Anmerkungen.

1) Die Abschrift dieser Inschrift wurde im Jahre 1830 von Herrn von Prokesch der hiesigen historischen Gesellschaft mitgetheilt. In demselben Jahre hielt der Verfasser dieses Aufsatzes in einer Sitzung dieser Gesellschaft einen Vortrag über dieses Monument, welcher hier dem Charakter der übrigen in diesen Ferienschriften gegebenen Aufsätzen angepaßt mitgetheilt wird. Im Jahre 1831 machte Böckh dieselbe Inschrift nach einer andern weniger correcten Abschrift mit Erläuterungen bekannt in dem Bulletino Archeologico (1831. p. 69.), darauf wiederholt in dem 1832 erschienenen Corpus Inscriptionum Graecarum. Volum. II. Fascicul. 1. pag. 201. Es ist dort die Abschrift des Hrn. v. Prokesch zu Grunde gelegt, von welcher, so wie von den andern aus derselben Quelle ihr zugekommenen griechischen Inschriften, die hiesige historische Gesellschaft dem berühmten Herausgeber jenes großen Werkes mit dem größten Vergnügen vollständige und genaue Copien mittheilte, überzeugt, daß sie damit ganz im Geiste des großmüthigen Gebers dieses literarischen Geschenkes handle. Der hier folgende Text der Urkunde so wie die oben mitgetheilte Uebersetzung ist nach den Ergänzungen von Böckh gegeben, mit Ausnahme einer Stelle Z. 7 wo mir die Lesart *γεύστου Λυσίου* nicht die richtige scheint. Böckh bemerkt dazu: *γεύστης* est qui libationem gustabat; vox addenda lexicis. Allein es mangelt der Beweis für den Gebrauch des Wortes, und, was noch bedeutender ist, für das Vorkommen solcher Vorkoster und der Anführung ihrer Namen bei Opfern und Spielen. Mir scheint vielmehr die erste Sylbe *ΓΕΥΣ* das Ende eines eigenen Namens im Genitiv zu seyn von ei-

nem Nominativ auf *ης*, *ις* oder *ευς*; denn zu allen diesen Formen kann diese Genitivsendung möglicher Weise gehören. So kommt auch Z. 9 und 10 dieselbe Form vor in *Ἀγαθοκλεῦς* und *Τιμοκλεῦς*. Das folgende *ΤΟΥ* ist dann der zu dem Namen des Lysias gehörige Artikel.

ΔΙΠΡ . . . ΝΕΩΣΑ . . . .
ΑΡΧΟΥΝΤΩΝΕΡΜΗΣΙΛΕΩΤΟΥΞΟΥΘΟ......
ΝΥΟΣΤΟΥΕΛΙΞΟΥΝΙΚΙΟΥΤΟΥΜΗΤΡΩΝ.......
ΕΝΙΚΟΝΤΩΝΤΕΠΑΙΔΩΝΚΑΙΤΩΝΕΦΗΒΩ.......
ΝΕΩΝΤΟΥΣΤΙΘΕΜΕΝΟΥΣΑΓΩΝΑΣΚΑΙ........
ΤΑΙΣΤΕΜΟΥΣΑΙΣΚΑΙΤΩΙΗΡΑΚΛΕΙΑΠΟΤΗΣΠ....
ΔΟΥΤΗΣΔΕΔΟΜΕΝΗΣΚΑΤΑΤΟΨΗΦΙΣΜΑΤΟ......
ΓΕΥΣΤΟΥΛΥΣΙΟΥΑΝΑΓΝΩΣΕΩΣΑΓΑΘΟΚΛΗΣ
ΑΓΑΘΟΚΛΕΥΣΡΑΨΩΙΔΙΑΣΜΙΛΤΙΑΔΗΣΔΙΟΝΥΣΙΟΥ
ΨΑΛΜΟΥΞΕΝΩΝΤΙΜΟΚΛΕΥΣΚΙΘΑΡΙΣΜΟΥΚΛΕ...
ΤΗΣΔΙΟΝΥΣΙΟΥΠΑΙΔΩΝΔΩΛΙΧΟΝΑΣΚΛΗΠΙΑΔΗΣ
..ΩΤΟΓΕΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΔΟΛΙΧΟΝ...
.ΝΥΣΙΟΣΚΑΛΛΙΣΤΡΑΤΟΥΜΕΣΟΝΔΟΛΙΧΟΝΤΙ
ΜΟΚΛΗΣΤΙΜΟΚΛΕΥΣΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΔΟΛΙΧΟΝ
ΜΟΣΧΙΩΝΜΟΣΧΙΩΝΟΣΑΝΔΡΩΝΔΟΛΙΧΟΝΑΙΣΧΡΙ
ΟΝΑΙΣΧΡΙΩΝΟΣΠΑΙΔΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕ
ΟΦΑΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΕΣΤΙΑΙΟ.
ΜΕΓΗΝΟΡΟΣΜΕΣΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣΑ
ΠΟΛΛΩΝΙΟΥΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΑΡΤΕΜΟΝ
ΑΡΤΕΜΩΝΟΣΑΝΔΡΩΝΣΤΑΔΙΟΝΜΗΤΡΟΔΩΡΟΣΠΑ
. ΟΣΠΑΙΔΩΝΔΙΑΥΛΟΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕΟΦΑΝΟΥΕΦ
ΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΥΒΡΙΣΤΟΣΠΑΤΑΙΚΟΥ
ΜΕΣΩΝΔΙΑΥΛΟΝΜΕΛΑΝΤΗΣΑΝΤΙΓΟΝΟΥΠΡΕΣΒ
ΥΤΕΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣΑΠΠΛΛΟΝΙΟΥ
ΑΝΔΡΩΝΔΙΑΥΛΟΝΜΗΝΙΣΑΔΡΑΣΤΟΥΠΑΙΔΩΝΠΑΛ
ΗΝΑΘΗΝΙΚΩΝΘΕΟΦΑΝΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝ
ΔΗΜΗΤΡΙΟΣΜΑΚΡΩΝΟΣΜΕΣΩΝΠΑΛΗΝΜΟΣΧΟΣΜΟΣ
ΧΟΥΠΡΕΣΒΥΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝΘΕΟΔΟΤΟΣΘΕΟΔΟΤΟΥ
ΒΥΤΕΡΩΝΠΑΛΗΝΑΠΕΛΛΑΣΚΛΕΙΝΟΜΑΧΟΥΠΑΙΔΩΝΠΥΓ..
ΗΡΑΚ.........ΕΙΔΟΥΕΦΗΒΩΝΝΕΩΤΕΡΩΝ......
. . . .

(Ἐπ' ἄρχοντος........γυμνασι)-
ἀρχοῦντων Ἑρμησίλεω τοῦ Ξούθο(υ, Δίν-
νυος τοῦ Ἑλίξου, Νικίου τοῦ Μήτρων(ος, οἵδε
ἐνίκ(ω)ν τῶν τε παίδων καὶ τῶν ἐφήβω(ν καὶ τῶν
5 νέων τοὺς τιθεμένους ἀγῶνας, καὶ ἔσπεισαν

ταῖς τε Μούσαις καὶ τῷ Ἡρακλεῖ ἀπὸ τῆς π(ροσό-
δου τῆς δεδομένης κατὰ τὸ ψήφισμα τοῦ...
γευσ τοῦ Λυσίου. ἀναγνώσεως Ἀγαθοκλῆς
Ἀγαθοκλεῦς. ῥαψῳδίας Μιλτιάδης Διονυσίου.
10 ψαλμοῦ Ξένων Τιμοκλεῦς. κιθαρισμοῦ Κλε(οί-
της Διονυσίου. παίδων δ(ό)λιχον Ἀσκληπιάδης
Πρ)ωτογένου. ἐφήβων νεωτέρων δόλιχον (Δι-
ο)νύσιος Καλλιστράτου. μέσ(ω)ν δόλιχον Τι-
μοκλῆς Τιμοκλεῦς. πρεσβυτέρων δόλιχον
15 Μοσχίων Μοσχίωνος. ἀνδρῶν δόλιχον Αἰσχρί-
ω)ν Αἰσχρίωνος. παίδων στάδιον Ἀθηνικῶν Θε-
οφάνου. ἐφήβων νεωτέρων στάδιον Ἑστιαῖο(ς
Μεγήνορος. μέσων στάδιον Ἀπολλώνιος Ἀ-
πολλωνίου. πρεσβυτέρων στάδιον Ἀρτέμ(ω)ν
20 Ἀρτέμωνος. ἀνδρῶν στάδιον Μητρόδωρος Πά-
τρων)ος. παίδων δίαυλον Ἀθηνικῶν Θεοφάνου. ἐφ-
ήβων νεωτέρων δίαυλον Ὕβριστος Παταίκου.
μέσων δίαυλον Μελάντης Ἀντιγόνου. πρεσβ-
υτέρων δίαυλον Ἀπολλώνιος Ἀπολλ(ω)νίου.
25 ἀνδρῶν δίαυλον Μῆνις Ἀδράστου. παίδων πάλ-
ην Ἀθηνικῶν Θεοφάνου. ἐφήβων νεωτέρων πάλην
Δημήτριος Μάκρωνος. μέσων πάλην Μόσχος Μόσ-
χου. πρεσβυτέρων πάλην Θεόδοτος Θεοδότου. (ἀν-
δρ)ῶν πάλην Ἀπελλᾶς Κλεινομάχου. παίδων (πυγμὴν
30 Ἡρακλείδης Ἡρακλείδου. ἐφήβων νεωτέρων (πυγμὴν
. . . .

2) Die in dem Corpus Inscriptionum vorkommenden Inschriften, welche solche Protokolle enthalten, und welche man mit der unsrigen vergleichen kann, sind folgende: Tom. I. p. 342 seqq. Atticae Inscriptiones. Class. 5. Agonistica et Gymnastica. N. 232. p. 355. N. 245. p. 358. — Arcadicae. N. 1512. p. 698. N. 1515. p. 703. — Boeoticae. Class. II. Catalogi agonistici p. 761. seqq. N. 1583. bis N. 1588. N. 1591. p. 773.

3) *Boeckh* Corp. Inscriptt. Tom. II. Fasc. 1. N. 221. *Fabri* Agonistica. p. 2227 in Gronov. Thesaur. Antiquitat. Graecar. Tom. VIII.

4) Corpus Inscriptt. Tom. I. N. 1584. p. 764. — 4b) Ibid. N. 1585. p. 767.

5) Plutarch. Symposiac. Lib. V. Quaest. 2. p. 205. Tom. XI. Ed. Hutten.

6) Lucian. Herodotus sive Aetion pag. 118. Tom. IV. Ed. Bipont.

7) Wolf. Prolegg. ad Homer. p. XCVII.

8) Ibid. pag. XCVIII.

9) Corp. Inscript. N. 1583. Tom. I. p. 762. N. 1586. p. 768. — Den im Text angegebenen Unterschied zwischen κιθαριστής und κιθαρῳδός bestätigt die Vergleichung mit den eben dort vorkommenden αὐλητής und αὐλῳδός. Dieser Sinn der zwei zuerst genannten Wörter scheint uns demnach der richtige zu seyn gegen die Meinung von Reiz (ad Aristotel. Polit. p. 94.), der unter dem Kitharisten einen Lyraspieler und unter dem Kitharoeden einen Citherspieler versteht. Böckh bestimmt den Unterschied zwischen Kitharismos und Psalmos in unserer Inschrift dahin: Kitharismos bezeichne das Saitenspiel mit dem Plektrum; Psalmos dagegen das Saitenspiel ohne Plektrum mit der freien Hand. Gegen diese Erklärung läßt sich jedoch, wie mir scheint, Folgendes einwenden. Der Unterschied der beiden eben genannten Arten des Saitenspieles ist doch wohl nicht so bedeutend daß man daher Veranlassung zu einer Trennung in zwei verschiedene Arten musikalischer Wettkämpfe hätte nehmen können; auch findet sich meines Wissens keine Nachricht, die für das Nebeneinanderbestehen dieser beiden musikalischen Wettkämpfe spräche. Ferner ist die Annahme des Sprachgebrauches, daß ψάλλειν und ψαλμός für sich schon allein Saitenspiel ohne Plektrum bedeute, nicht so fest begründet: denn in den angeführten Stellen steht entweder χωρὶς πλήκτρου, δίχα πλήκτρου ausdrücklich dabei, oder ist aus dem Zusammenhang zu ergänzen; und dann steht ψάλλειν in dem allgemeinen Sinn vom Berühren der Saiten, wie κρέκειν, κρούειν, pulsare. Für die andre Erklärung, daß unter Psalmos Saitenspiel mit Gesang und unter Kitharismos Saitenspiel ohne Gesang zu verstehen sey, spricht die Natur der Sache und der Sprachgebrauch. Allerdings wurden aber die Saiteninstrumente, deren man sich als Begleitung zu dem Gesange bediente, wie die Magadis und Pektis, aus freier Hand gespielt. Vergl. Burette Dissertation sur la

Symphonie des Anciens p. 168 (in Memoires de l'Academie des Inscriptions T. V. Ed. A la Haye.)

10) *Sueton.* in Domitian. cap. 4. Instituit et quinquennale certamen Capitolino Jovi triplex, musicum, equestre, gymnicum, et aliquanto plurium, quam nunc est, coronarum. Certabant enim et prosa oratione Graece Latineque: ac praeter *citharoedos chorocitharistae* quoque et *psilocitharistae*: in stadio vero cursu etiam virgines.

11) Wir folgen bei Bestimmung des Unterschiedes zwischen Kithara und Lyra den Auseinandersetzungen Bürette's in dessen Abhandlung Sur la Symphonie des Anciens. S. Memoires de l'Academie des Inscriptions. A la Haye. 1724. Tom. V. pag. 162. Vergl. Boeckh De metris Pindar. p. 260.

12) Aristotel. Polit. VIII. cap. 6. pag. 269. Ed. Göttling. »Man muß weder Flöten in den Kreis des allgemeinen Unterrichtes aufnehmen, noch irgend ein anderes technisches musikalisches Instrument, wie z. B. die Kithara, oder ähnliche; sondern nur solche, welche hinreichen den jungen Leuten ein richtiges Urtheil zu bilden für die Musik und für die allgemeine Bildung überhaupt.«

13) Athenäus (XIV, 42. p. 637.) gibt über den Anfang und die weitere Ausbildung des Solospieles auf der Cither (Psilocitharistik) mehrere ins Einzelne gehende Notizen, wobei jedoch Manches theils wegen der Beschaffenheit des Textes, theils wegen Schwierigkeit des Gegenstandes dunkel ist. Nach Aristonikos, der den ersten Versuch darin machte, nennt er Lysander aus Sicyon als denjenigen, der vorzüglich die Behandlung dieses Instrumentes weiter ausbildete. Von Dion aus Chios sagt er, dieser habe zuerst die Dionysische Opfer-Weise auf der Cither gespielt. — Von Böckh (De Metris Pindar. p. 258.) wird (aus Versehen, wie es scheint) Aristonikos ein Chier und nicht wie bei Athenäus ein Argiver genannt.

14) Aristotel. Polit. VIII, 6. p. 269. und p. 271. Ed. Goettling.

15) Ueber die Bestimmung des Maaßes der verschiedenen Arten des Dolichos, so wie zur Berichti-

gung des Artikels *δόλιχος* in Schneiders Lexikon S. Boeckh. Corpus Inscriptt. N. 1515. T. I. pag. 703. — Dafür, daß die gymnastischen Wettkämpfe gewöhnlich mit dem Dolichos begannen gibt gleichfalls Böckh die Beweißstellen in den Anmerkungen zu unserer Inschrift p. 202.

16) Athenaeus. XIII. 20. p. 566.

17) Odyss. VIII, 120. — Plutarch. Sympos. II, s. T. XI. p. 85. Ed. Hutten.

18) Burette Memoire pour servir à l'histoire du Pugilat des Anciens; p. 356 p. 360. Tom IV. der Memoires de l'Academie des Inscriptions (A la Haye. 1724.)

19) Boeckh Corpus Inscriptt. N. 1584. T. I. p. 764.

20) Aristotel. Polit. VIII, 3. p. 262. und 4. p. 263. Ed. Goettling.

21) Ueber die hier angeführten verschiedenen Abtheilungen nach dem Alter der Wettkämpfenden Vrgl. Boeckh. Corp. Inscriptt. zu N. 232. Die drei Classen *παῖδες*, *ἀγένειοι*, *ἄνδρες* kommen vor ebendaselbst N. 1591. ausgedrückt durch *Α Β Γ*. N. 245. *παῖδες πρώτης*, *δευτέρας*, *τρίτης ἡλικίας* und *ἄνδρες* N. 232. Endlich *παῖδες νεώτεροι*, *πρεσβύτεροι*, *ἀγένειοι* und *ἄνδρες* N. 1588.

22) Vergl. Böckh zu unserer Inschrift p. 202. Corp. Inscriptt. Tom. II.

23) Verzeichnisse, in welchen die Altersklassen und nicht die Arten der Wettkämpfe die Hauptrubriken bilden, sind z. B. Corpus Inscriptt. N. 1588. T. I. p. 771. N. 1591. p. 773.

24) Ueber das Alter unserer Inschrift vermag ich nicht etwas Näheres anzugeben als Böckh, welcher urtheilt, sie gehöre in die Zeit von Augustus, oder auch von Sulla. Nach der Form des Genitivs in den eignen Namen *Ἀγαθοκλεῦς*, *Τιμοκλεῦς* zu schließen, welche der ältern Sprache angehören, so wie nach der Form des Buchstaben *Π*, könnte die Inschrift auch beträchtlich älter seyn. Eben so spricht die Zahl und Einrichtung der Wettkämpfe für ein

tung wieder zurückgenommrn, und nur durch ein Mißverständniß ohne Schuld des Kaisers sey dieser Gegenbefehl vereitelt worden. Hätten übrigens auch die Republikaner und Philosophen keinen solchen Widerstand in dem Principat gefunden, so hätte die Ausführung ihrer Ideale an dem damaligen Zustande der römischen Welt von selbst scheitern müßen. Mit Ausnahme dieser schwachen und wirkungslosen Versuche erfüllte Vespasians neunjährige Regierung ungestört ihren Beruf, die so lang vermißte Gesetzlichkeit, Ordnung, Milde und Würde dem Principate wieder zu geben.

Titus, gefühlvoll und wohlwollend bis zur Schwäche, dabei lebhaft und reizbar, hatte in seiner frühern Jugend Keime derselben Anlagen gezeigt, die seinen Bruder zur Plage der Welt machten, nämlich: Streben die Herrschaft um jeden Preis zu behaupten, Habsucht und Hang zu sinnlichen Lüsten; allein mit dem Gelangen zur Macht siegte in ihm das gute Princip. Er setzte das von dem Vater begonnene Werk fort, und wußte durch seine persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften eine noch allgemeinere, bis zum Enthusiasmus gesteigerte Liebe von Seiten des Volkes und Senates sich zu erwerben. Dennoch war seine Person und Regierung nicht von An-

Tacitus,

als Staatsmann

in seinem praktischen Leben.

Wenn man nach dem Genuße so mancher großer Werke des klassischen Alterthumes sich zur Betrachtung des persönlichen Charakters ihrer Urheber wendet, um sich eine lebendige Anschauung von dessen Eigenthümlichkeit, Entwicklung und Verhältniß zu seinem äußern Wirken so wie zu seinen geistigen Schöpfungen zu verschaffen, so sieht man sich nicht selten vergebens um einsichtsvolle und treue Führer um, welche uns eigne Forschungen auf diesem Gebiete ersparen oder wesentlich erleichtern könnten. Dieß gilt zum Theil auch sogar von manchen solcher alten Schriftstellern, bei welchen eine genauere anschauliche Auffassung ihrer Individualität nach den vorhandenen Quellen nicht ganz unausführ-

bar und zugleich nach der Art ihrer schriftstelle-rischen Werke und dem Ruhme ihrer Leistungen nicht minder wünschenswerth ist. Der Grund dieser Erscheinung ist oft in der Unvollständigkeit und Dürftigkeit der aus dem Alterthum übrig gebliebenen Nachrichten zu suchen, eben so aber auch oder noch mehr in der Art wie man solche Gegenstände früher fast ausschließlich behandelt hat und zum Theil noch behandelt. Die vorwiegend literar-historische Behandlung in den Beschreibungen des Lebens der griechischen und römischen Schriftsteller, hat für eine ethische und anthropologische Behandlung oft keinen Raum gelassen. So kommt es, daß zur Aufstellung einer Gallerie lebendiger und treuer Portraits der geistigen Individualität antiker Schriftsteller noch manches Bild fehlt.

Wenn ich diese allgemeine Bemerkung auf Tacitus anwende, und wenigstens beziehungsweise bei diesem großen Schriftsteller eine solche Lücke wahrzunehmen glaube, so scheine ich vielleicht bei dem ersten Anblick etwas mehr Auffallendes als Wahres zu sagen; allein ich hoffe das Gesagte rechtfertigen zu können.

Es ist kein Zweifel, daß man in unsern Tagen den Geist der Werke des Tacitus, die zu Grunde liegenden Hauptideen, ihren künstleri-

rischen Charakter wahrer, umfassender, lebendiger aufgefaßt und dargestellt hat als früher. Es reicht hin, zum Beweiß des Gesagten, nur an Süverns treffliche Ausführungen zu erinnern. Ihnen reihen sich an, theils bestreitend theils ergänzend, die gedankenreichen Andeutungen meines Freundes und Collegen C. Th. Welcker, um andere schätzbare und interessante hierher gehörige Arbeiten nicht zu erwähnen.[1]) Es ist durch dieses tiefere Eindringen in Tacitus Werke allerdings auch Etwas sehr bedeutendes zur Ergründung und Darstellung der geistigen Individualität ihres Schöpfers geschehen. Allein wenn diese Schriften auch die geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten ihres Urhebers mehr oder minder klar zeigen, und die edelsten Blüthen seines Geistes enthalten: so ist diese schriftstellerische Thätigkeit doch nur eine Seite des Wirkens. Zu einer vollständigen Darstellung der Individualität des großen Geschichtschreibers gehört als nothwendige Ergänzung, die Darstellung seines Thuns und Wirkens im praktischen Leben und zwar, was uns hier am meisten interessirt sowohl nach den persönlichen Verhältnissen des Verfassers als nach dem Inhalt seiner Werke, insbesondere auf dem politischen Gebiete und in seiner Eigenschaft

man wußte oder vermuthete, daß sie sich für stoische Philosophie interessirten. [13]) Die Philosophen selbst wurden mit schonungsloser Härte nicht blos aus Rom sondern aus ganz Italien verbannt. Auf diese Weise fand Domitians Tyrannei wenig Widerstand und derjenige, den er etwa noch fand, wurde unaufhaltsam von ihm unterdrückt. Erst eine Pallastverschwörung befreite die Welt von diesem Ungeheuer.

Es kann uns, wenn wir die Geschichte dieser Schreckenszeit lesen, oft ganz unbegreiflich vorkommen, wie sich ein Volk so konnte mit Füßen treten lassen; wie nicht schon der Trieb der Selbsterhaltung so Viele, deren Leben täglich bedroht war, zum Angriff gegen den Tyrannen vereinigte. Es erscheint dieses um so auffallender, da die Zeitgenossen Domitians, doch unmittelbar vor dessen Regierung, elf glückliche und der Freiheit günstige Jahre unter Vespasian und Titus durchlebt hatten. Eine kurze Andeutung der Gründe dieser Erscheinung wird uns dieselbe wohl begreiflich machen und zugleich den Schauplatz näher kennen lehren, auf welchem Tacitus seine Rolle als Senator und Prätor durchzuführen hatte.

Die Möglichkeit und Wirklichkeit eines solchen politischen Zustandes, wie er bei den Rö-

mern zur Zeit Domitians war, sind theils in dem persönlichen Charakter und dem systematischen Wirken dieses Tyrannen, theils in dem allgemeinen Geiste der Zeit, theils in der Wechselwirkung zwischen beiden zu suchen. Wir haben schon oben bemerkt, daß Domitian nur allmählig seinen furchtbaren Despotismus zeigte, daß er Anfangs theils wirkliche theils erheuchelte gute Eigenschaften blicken ließ. Nie hätte er wohl es gewagt, unmittelbar nach Vespasian und Titus einen solchen Terrorismus einzuführen wie in den drei, vier letzten Jahren seiner Regierung. Dieser versteckten Schlauheit kam das Aeußre seiner Person und seiner Manieren sehr zu statten, welche den Ausdruck bescheidener Würde zeigten. [14]) Sein Hauptkunstgriff bestand jedoch darin, dem großen Haufen der römischen Bevölkerung und dem Heere zu schmeicheln und sich der Anhänglichkeit und unbedingten Ergebung beider zu versichern. Dieß that er bei ersterem durch die stets mit neuen Genüssen und verschwenderischer Pracht veranstalteten öffentlichen Belustigungen [15]), bei dem andern durch Erhöhung des Soldes. [16]) So wurden ihm denn alle durch Reichthum, Geburt und Namen höher stehenden Notabilitäten, darunter namentlich die Mitglieder des Senates, Preis gegeben, und oft wurden reiche Leute nur

deswegen als Majestätsbeleidiger oder auf andere Vorwände hin angeklagt um ihr Vermögen zu den oben genannten Ausgaben verwenden und damit den Pöbel, gleichsam wie ein wildes Thier mit vorgeworfenem Futter, zu befriedigen und zu gewinnen. [17]) Die allgemeinen Verhältnisse, welche diesen individuellen Bemühungen des Despoten zu Hilfe kamen, waren außer der unbestimmten und mangelhaften Form des römischen Principates, als politischer Verfassung, die Schlaffheit und Schlechtigkeit der Zeit und das Verschwinden fast aller Spuren der ehmaligen freiern republikanischen Formen aus dem Leben. Es ist auffallend, welche Veränderungen darin im Laufe weniger Jahre vorgegangen seyn müssen, daß Domitian bei allem seinem Hochmuth, auf den Gedanken gerathen konnte, für die von seinen Procuratoren zu erlassenden Umlaufschreiben das Formular vorzuschreiben: »Unser Gott und Herr befiehlt folgendes.« Von diesem Verfall und dieser Erniedrigung geben gleichfalls manche Schriftsteller dieser Zeit, namentlich Statius und Martialis, Beweiß, die, so oft sie von oder an Domitian reden auf eine so eckelhafte und abentheuerliche Weise schmeicheln, wie sie bei allem Mangel an sittlicher Würde, doch schon als Männer von Talent und Geschmack nicht gethan

haben würden, wenn nicht der allgemeine Ton dieses gefordert oder doch zugelassen hätte. [18]) Außer den mancherlei Ursachen, welche diese Schlechtigkeit der Zeit hervorbrachten und erhielten und die wir hier nicht zu erörtern haben, ist nicht zu übersehen daß der Vereinigung der Bessern besonders entgegenstand der Mangel eines Mittels auch nur einigermaßen sich öffentlich mitzutheilen und auf die öffentliche Meinung in Bezug auf die politischen Tagesbegebenheiten einzuwirken. Die Römer hatten zwar seit Julius Caesar eine Art von Zeitung an den so genannten Acta publica, welche unter öffentlicher Autorität verfaßt, in Rom bekannt gemacht und durch Abschriften in die Provinzen geschickt wurden. Allein dieß ohnehin sehr mangelhafte und dürftige Mittel der Mittheilung war ganz in der Hand der Regierung und von Domitian wird ausdrücklich angeführt, daß er die Hinrichtungen der Schlachtopfer seines Despotismus, in diesen öffentlichen Zeitungsnachrichten zu nennen verbot, obgleich solche Fälle sonst dort erwähnt zu werden pflegten. [19]) Alle diese Umstände zeigten, wie überhaupt im Reich, diese ihre unseligen Wirkungen so besonders im Senat, von wo nach der damaligen politischen Verfassung allein noch hätte eine Art von Opposition ausgehen können.

Hier bestand ein großer Theil aus zuvorkommenden Schmeichlern, und aus schändlichen Angebern; der übrige Theil aus Männern, welche den unglücklichen Strom sich fortwälzen ließen theils weil sie nicht den Muth und die Kraft hatten ihm zu widerstehen, theils weil sie von der Vergeblichkeit eines jeden solchen Versuches vollkommen überzeugt waren. Die einzelnen freisinnigen Aeußerungen über vergangene Zeiten, welche einigen Senatoren, ihren Urhebern, den Tod brachten, können kaum als eine Opposition im Senat betrachtet werden.

Wir haben uns bei der Erinnerung an die Zeit der Regierung Domitian's länger aufgehalten, weil gerade diese Periode bei der Beurtheilung des politischen Charakters des Tacitus von besonderer Bedeutung ist. Von der glücklicheren Zeit, welche durch Nerva und Trajan denjenigen zu Theil wurde, die der Grausamkeit des Tyrannen entgangen waren, wollen wir hier keine Schilderung entwerfen; es muß den bessern Geistern dieser Wechsel gewesen seyn wie das Erwachen aus schweren, schrecklichen Träumen eines quälenden Alpdruckes. Wenn wir uns die vorhergehenden Zeiten vergegenwärtigen, athmen wir gleichsam wieder auf, wenn wir bei Tacitus lesen: „Jetzt kehrt Leben

nun Tacitus in dieser verhängnißvollen Zeit als Politiker und Staatsmann? Zu welcher der drei eben angedeuteten Klassen gehört er, und welches mögen wohl die innern oder äußern Gründe seyn, die ihn bei seiner Handlungsweise bestimmten?

Tacitus gehörte während Domitians Regierung, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in seiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politischer Hinsicht zu den Gemäßigten, die jeden Conflict sorgfältig vermieden. Wir dürfen aber nicht glauben, daß er sich uns nur wegen des Mangels genauerer historischer Nachrichten so darstellt; wir können vielmehr mit Gewißheit annehmen, daß Tacitus wirklich so und nicht anders in jener Periode sich benahm. Abgesehen davon, daß er sonst nicht wohl von Domitian zum Prätor befördert worden wäre, und daß bei keinem der Geschichtschreiber jener Zeit Tacitus als politische Person hervortritt, so haben wir dafür noch folgenden doppelten Beweiß. In der Briefsammluug des jüngern Plinius, des Freundes und Bewunderers von Tacitus, finden sich bekanntlich mehrere Briefe an denselben, welche Zeugniß von diesem Verhältniß geben. Nun ist aus dieser Sammlung zugleich ersichtlich, mit welcher Aufmerksamkeit und Vorliebe

tern Amtsleben weniger bezeichnende Züge seines politischen Charakters erwarten, auch wenn wir genauere Nachrichten über seine Amtsthätigkeit hätten, weil dieser Theil seines Lebens und Wirkens in die gesetzlichen und glücklicheren Zeiten Nerva's und Trajans fällt, wo gleichfalls Conflicte politischer Interessen und Ansichten nicht leicht vorkommen konnten. Ueberdieß mußte für Tacitus das reifere Alter und seine schriftstellerische Thätigkeit, welche dieser Periode angehört, gleichfalls ein natürlicher Grund seyn, sich von Politik und den Staatsgeschäften etwas entfernter zu halten. So bleiben für unsre Betrachtung fast ausschließlich die fünfzehn Jahre der Regierung Domitians übrig, welche Tacitus kräftiges Mannesalter, seine Prätur und seine Wirksamkeit als Senator in sich begreifen. Diese Zeit war zugleich von der Art, daß in derselben nothwendig jede Art des Benehmens eines Staatsmannes als charakteristisch und zu weitern Folgerungen berechtigend erscheinen muß, sey es nun, daß er zu den offenkundigen und lauten Beförderern des Despotismus gehörte, oder zu denen, die als Gegner desselben auftraten, oder endlich zu den Schweigenden oder den nach keiner Seite hin entschieden Hervortretenden. Wie benahm sich

nun Tacitus in dieser verhängnißvollen Zeit als Politiker und Staatsmann? Zu welcher der drei eben angedeuteten Klassen gehört er, und welches mögen wohl die innern oder äußern Gründe seyn, die ihn bei seiner Handlungsweise bestimmten?

Tacitus gehörte während Domitians Regierung, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in seiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politischer Hinsicht zu den Gemäßigten, die jeden Conflict sorgfältig vermieden. Wir dürfen aber nicht glauben, daß er sich uns nur wegen des Mangels genauerer historischer Nachrichten so darstellt; wir können vielmehr mit Gewißheit annehmen, daß Tacitus wirklich so und nicht anders in jener Periode sich benahm. Abgesehen davon, daß er sonst nicht wohl von Domitian zum Prätor befördert worden wäre, und daß bei keinem der Geschichtschreiber jener Zeit Tacitus als politische Person hervortritt, so haben wir dafür noch folgenden doppelten Beweiß. In der Briefsammluug des jüngern Plinius, des Freundes und Bewunderers von Tacitus, finden sich bekanntlich mehrere Briefe an denselben, welche Zeugniß von diesem Verhältniß geben. Nun ist aus dieser Sammlung zugleich ersichtlich, mit welcher Aufmerksamkeit und Vorliebe

leicht bei ihm wie bei Sallustius ein gleicher Widerspruch zwischen dem Leben und den Schriften? War es Schwäche des Charakters und Mangel an Muth, der ihn nicht mehr hervortreten ließ? Oder läßt sich eine höhere Einheit auffinden nnd nachweisen, welche diese scheinbaren Gegensätze vermittelt und erklärt? Jedenfalls ist hier der Knoten geschlungen, dessen Entwicklung allein den politischen Charakter und gleichsam das Lebensdrama des Tacitus uns in dem wahren Lichte zeigen kann. Versuchen wir die Lösung.

Hätten wir von Tacitus selbst oder von Zeitgenossen directe Rechtfertigungen, Anklagen oder Urtheile über seine persönlichen Verhältnisse in dieser Beziehung, so würden wir davon auszugehen haben, und deren Prüfung und Beurtheilung müßte uns am schnellsten und sichersten zum Ziele führen. Dieser Weg steht uns leider nicht offen. Wir können daher nicht auf unmittelbare sondern nur manigfach mittelbare Weise zu dem Ziel gelangen. Dazu bieten sich uns zunächst zwei Wege dar. Wir werden nämlich einmal nachzusehen haben, welche politische Charaktere und welche Art des politischen Wirkens unter seinen Zeitgenossen und solchen die mit ihm in gleichen Verhältnissen

lebten, er, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch Lob und Beistimmung als die seinigen anerkennt. Der andre Weg führt uns zur Aufsuchung solcher allgemeinen, in Tacitus Werken enthaltenen politischen Grundsätze und Ansichten, welche wir mit Grund zugleich als die Richtschnur seines eignen Handelns annehmen können, so wie zur Betrachtung seiner Urtheile über die Geschichte und den Geist jener Zeit, in welcher wir ihn so gerne als Vorkämpfer gegen die Unterdrückung und Willkürherrschaft sehen möchten, um zu dem Kranze, den die Nachwelt dem großen Schriftsteller weiht, auch noch die Bürgerkrone hinzufügen zu können.

Wenn wir jenen erstern Weg einschlagen, so begegnet unsrer Aufmerksamkeit sofort die erste Schrift des Tacitus, die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, welche für unsern Zweck um so bedeutender ist, weil hier der Charakter und das politische und militärische Wirken eines in jener Zeit bedeutenden Mannes nicht gelegenheitlich in der epischen Fülle eines größern Geschichtwerkes, sondern durch eine selbstständige und gesonderte Darstellung genau und ausführlich beschrieben und beurtheilt wird. In dieser Schrift sehen wir nun zwar wie sehr der Biograph durch die innigen Gefühle der Liebe

und Dankbarkeit zur Darstellung und Verherrlichung des Lebens seines Schwiegervaters sich aufgefordert finden mußte; wir sehen aber zugleich, daß er auch ganz abgesehen von diesem Verhältniß, die Handlungsweise Agricolas und seinen Charakter als Staatsmann und Militär mit Ueberzeugung lobt, ja bewundert und zur Nachahmung aufstellt. Welches sind nun aber die Hauptzüge des hier geschilderten und bewunderten Mannes? Es ist ein Mann von redlichem und thätigem Streben in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise wesentlich und nach Möglichkeit zu nützen, dabei fügsam in die Umstände und Personen, und obgleich begabt mit Geist und Energie, dennoch sich überall selbst beschränkend, um desto sicherer und nützlicher zu wirken; ohne Sucht zu glänzen, ja auch erlaubten Ehrgeiz zu opfern bereit; dem Argwohn und der Grausamkeit Domitian's Mäßigung, Duldsamkeit und Nachgiebigkeit entgegensetzend. So sehen wir ihn in seiner frühern Jugend eifrig dem Studium der Philosophie ergeben und ergriffen von den Idealen der Tugend und des Ruhmes, mehr, wie er selbst erzählte, als es einem Senator und einem Römer vergönnt ist; allein er ließ durch die Erinnerungen seiner Mutter den Feuereifer dämpfen. Einsicht und reiferes Alter

thaten dieß noch mehr, und er behielt von seiner Beschäftigung mit der Philosophie nicht einen unbestimmten Drang nach unerreichbaren Idealen, sondern, „was das Schwerste ist, das rechte Maaß.“ Nachdem er auf eine viel solidere und tüchtigere Weise, als die jungen Römer seines Standes damals gewöhnlich thaten, im Lager den Anfang seiner Laufbahn begonnen hatte, verwaltete er darauf die Quästur und das Amt eines Volkstribunes „still und ruhig, kundig der Zeiten unter Nero, in denen Thatenlosigkeit für Weisheit galt.“ Eben so war er als Prätor. Als Unterbefehlshaber bei dem Heere in Britannien, obgleich mit der zu schlaffen Führung und Verwaltung des damaligen Oberbefehlshabers unzufrieden, „mäßigte dennoch Agricola sein Kraftgefühl und hielt seinen Feuereifer, damit er nicht überhand nehme, in Schranken, indem er zu gehorchen verstand und die Ehre mit dem Nutzen zu vereinigen wußte.“ Nach seiner glänzenden Amtsführung, als Statthalter Britanniens, wo er als Feldherr und durch seine Verwaltung sich gleich auszeichnete, zog er um den gegen ihn argwöhnischen und feindseligen Tyrannen nicht zu reizen, still, bei Nacht in Rom ein, um jedes Aufsehen und jede Aufregung zu vermeiden, und suchte durch ein stilles

leicht bei ihm wie bei Sallustius ein gleicher Widerspruch zwischen dem Leben und den Schriften? War es Schwäche des Charakters und Mangel an Muth, der ihn nicht mehr hervortreten ließ? Oder läßt sich eine höhere Einheit auffinden nnd nachweisen, welche diese scheinbaren Gegensätze vermittelt und erklärt? Jedenfalls ist hier der Knoten geschlungen, dessen Entwicklung allein den politischen Charakter und gleichsam das Lebensdrama des Tacitus uns in dem wahren Lichte zeigen kann. Versuchen wir die Lösung.

Hätten wir von Tacitus selbst oder von Zeitgenossen directe Rechtfertigungen, Anklagen oder Urtheile über seine persönlichen Verhältnisse in dieser Beziehung, so würden wir davon auszugehen haben, und deren Prüfung und Beurtheilung müßte uns am schnellsten und sichersten zum Ziele führen. Dieser Weg steht uns leider nicht offen. Wir können daher nicht auf unmittelbare sondern nur manigfach mittelbare Weise zu dem Ziel gelangen. Dazu bieten sich uns zunächst zwei Wege dar. Wir werden nämlich einmal nachzusehen haben, welche politische Charaktere und welche Art des politischen Wirkens unter seinen Zeitgenossen und solchen die mit ihm in gleichen Verhältnissen

lebten, er, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch Lob und Beistimmung als die seinigen anerkennt. Der andre Weg führt uns zur Aufsuchung solcher allgemeinen, in Tacitus Werken enthaltenen politischen Grundsätze und Ansichten, welche wir mit Grund zugleich als die Richtschnur seines eignen Handelns annehmen können, so wie zur Betrachtung seiner Urtheile über die Geschichte und den Geist jener Zeit, in welcher wir ihn so gerne als Vorkämpfer gegen die Unterdrückung und Willkürherrschaft sehen möchten, um zu dem Kranze, den die Nachwelt dem großen Schriftsteller weiht, auch noch die Bürgerkrone hinzufügen zu können.

Wenn wir jenen erstern Weg einschlagen, so begegnet unsrer Aufmerksamkeit sofort die erste Schrift des Tacitus, die Biographie seines Schwiegervaters Agricola, welche für unsern Zweck um so bedeutender ist, weil hier der Charakter und das politische und militärische Wirken eines in jener Zeit bedeutenden Mannes nicht gelegenheitlich in der epischen Fülle eines größern Geschichtwerkes, sondern durch eine selbstständige und gesonderte Darstellung genau und ausführlich beschrieben und beurtheilt wird. In dieser Schrift sehen wir nun zwar wie sehr der Biograph durch die innigen Gefühle der Liebe

und Dankbarkeit zur Darstellung und Verherr-
lichung des Lebens seines Schwiegervaters sich
aufgefordert finden mußte; wir sehen aber zu-
gleich, daß er auch ganz abgesehen von diesem
Verhältniß, die Handlungsweise Agricolas und
seinen Charakter als Staatsmann und Militär
mit Ueberzeugung lobt, ja bewundert und zur
Nachahmung aufstellt. Welches sind nun aber
die Hauptzüge des hier geschilderten und bewun-
derten Mannes? Es ist ein Mann von redli-
chem und thätigem Streben in dem ihm ange-
wiesenen Wirkungskreise wesentlich und nach Mög-
lichkeit zu nützen, dabei fügsam in die Umstände
und Personen, und obgleich begabt mit Geist
und Energie, dennoch sich überall selbst beschrän-
kend, um desto sicherer und nützlicher zu wirken;
ohne Sucht zu glänzen, ja auch erlaubten Ehr-
geiz zu opfern bereit; dem Argwohn und der
Grausamkeit Domitian's Mäßigung, Duldsam-
keit und Nachgiebigkeit entgegensetzend. So se-
hen wir ihn in seiner frühern Jugend eifrig dem
Studium der Philosophie ergeben und ergriffen
von den Idealen der Tugend und des Ruhmes,
mehr, wie er selbst erzählte, als es einem Se-
nator und einem Römer vergönnt ist; allein er
ließ durch die Erinnerungen seiner Mutter den
Feuereifer dämpfen. Einsicht und reiferes Alter

thaten dieß noch mehr, und er behielt von seiner Beschäftigung mit der Philosophie nicht einen unbestimmten Drang nach unerreichbaren Idealen, sondern, „was das Schwerste ist, das rechte Maaß." Nachdem er auf eine viel solidere und tüchtigere Weise, als die jungen Römer seines Standes damals gewöhnlich thaten, im Lager den Anfang seiner Laufbahn begonnen hatte, verwaltete er darauf die Quästur und das Amt eines Volkstribunes „still und ruhig, kundig der Zeiten unter Nero, in denen Thatenlosigkeit für Weisheit galt." Eben so war er als Prätor. Als Unterbefehlshaber bei dem Heere in Britannien, obgleich mit der zu schlaffen Führung und Verwaltung des damaligen Oberbefehlshabers unzufrieden, „mäßigte dennoch Agricola sein Kraftgefühl und hielt seinen Feuereifer, damit er nicht überhand nehme, in Schranken, indem er zu gehorchen verstand und die Ehre mit dem Nutzen zu vereinigen wußte." Nach seiner glänzenden Amtsführung, als Statthalter Britanniens, wo er als Feldherr und durch seine Verwaltung sich gleich auszeichnete, zog er um den gegen ihn argwöhnischen und feindseligen Tyrannen nicht zu reizen, still, bei Nacht in Rom ein, um jedes Aufsehen und jede Aufregung zu vermeiden, und suchte durch ein stilles

und zurückgezogenes Leben alle Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Eben darum verzichtete er auf das ihm zugefallene Proconsulat über Asien und Africa. So gelang es ihm längere Zeit Domitian „durch Mäßigung und Klugheit zu besänftigen, weil er nicht durch Trotz, noch leeres Gerede von Freiheit, das Gerücht und das Schicksal gleichsam herausforderte.“ Die Erwähnung dieses Umstandes gibt Tacitus zu folgender merkwürdigen Nutzanwendung die Gelegenheit: „Diejenigen, welche nur Verbotenes zu bewundern pflegen, mögen daraus lernen, daß auch unter schlechten Fürsten große Männer bestehen können; und daß Gehorsam und Mäßigung, wenn Thätigkeit und Energie damit verbunden ist, um so viel an Lob vorangehen, als viele mit schroffem Trotz aber ohne Nutzen für das Allgemeine durch einen aus Ehrgeiz gesuchten Tod berühmt geworden sind.“ So war Agricola's politischer Charakter und so seine Handlungsweise in Staats- und Kriegsgeschäften. Mancher damalige so wie mancher jetzige warme Feind des Despotismus und Freund der Freiheit wird vielleicht darin mehr Schwäche als Mäßigung sehen. Tacitus indessen entschuldigt ihn nicht etwa deswegen; sondern, wie wir eben sahen, er ertheilt ihm hohes Lob, und sagt

von ihm mit dem Tone fester Ueberzeugung: „Obgleich mitten in der Bahn des kräftigsten Lebensalters dahin gerafft, hat er für seinen Ruhm lange gelebt. Denn er war zu dem vollen Genusse der wahren Güter des Lebens, die nur in Tugend gegründet sind, gelangt; und da er zugleich die Ehren des Consulates und Triumphes erreicht hatte, was konnte ihm das Glück noch Anderes geben?“ 24) — Wer so bestimmt ein lobendes Urtheil und mit solcher Theilnahme ausspricht, wie in diesem Falle Tacitus thut, der kann uns über seine eignen Ansichten nicht in Zweifel lassen. Wir werden uns also nicht irren, wenn wir annehmen, der Schwiegersohn habe dieselbe Handlungsweise unter Domitian und aus denselben Gründen beobachtet, die er in der Lebensgeschichte des Schwiegervaters so stark bezeichnend hervortreten läßt. Dieser Schluß findet seine Bestätigung in der Art wie er einige andre Männer von ähnlicher politischer Gesinnung mit besondrer Aufmerksamkeit heraushebt: wir meinen die römischen Staatsmänner M. Lepidus und L. Piso, beide unter Tiberius lebend. Von dem erstern sagt er: „Ich finde, daß dieser Lepidus in jenen Zeiten ein würdiger und weiser Mann war. Er wendete von den damaligen die Grausamkeit unterstützen-

den Schmeicheleien Anderer Vieles zum Beßern; dabei wußte er aber eine gewisse Mäßigung zu beobachten, da er zugleich bei Tiberius in Gunst und Ansehen stand. Dieß machte es mir zweifelhaft, ob wie das Uebrige so auch die Zuneigung der Machthaber gegen diese und ihr Widerwillen gegen Jene durch das Verhängniß und das Loos der Geburt bestimmt werde, oder ob Etwas dabei von unserm Vorsatze abhänge, und ob es nicht vergönnt sey, gleich entfernt von Trotz wie von verächtlicher Unterwürfigkeit einen Weg zu gehen, frei von Ehrgeiz und Gefahr." Von L. Piso führt er rühmend bei der Erwähnung seines Todes an, „er habe nie im Senat einen servilen Antrag gemacht, und bei dahin drängender Nothwendigkeit, eine weise Mäßigung zu beobachten gewußt."[25]) Damit steht nicht in Widerspruch, daß er andre politische Charaktere, welche aus Grundsatz oder aus natürlicher Lebhaftigkeit und Energie in edler Gesinnung freier und fester den Machthabern entgegen traten, mit Anerkennung und zum Theil mit Bewunderung schildert; wie namentlich Thrasea Pätus und Helvidius Priscus, jene beiden Helden der auf stoischen und republikanischen Grundsätzen beruhenden Opposition. Allein indem er ihre sittliche Kraft und würdige Hal-

tung mit inniger Theilnahme auffaßt und darstellt, finden wir nirgends ein Lob ihrer politischen Handlungsweise. Dazu kommt, daß der Erste von den beiden Genannten stets große Mäßigung und Besonnenheit bewieß.

Aus diesen mitgetheilten Ansichten und Beurtheilungen über einzelne Personen dürfen wir also wohl mit Recht schließen, daß Tacitus als praktischer Staats- und Geschäftsmann in ähnlicher Weise wirkte, entfernt von serviler Schmeichelei aber mit sorgfältiger und schonender Beachtung der ihn umgebenden Verhältnisse und Personen, und, wenn auch die edleren Charaktere anerkennend, unter denjenigen, welche mehr von den idealen Ansichten der stoischen Philosophie und den Erinnerungen der Republik bei ihrem praktischen Wirken ausgiengen als von dem Boden der Wirklichkeit, dennoch weder ihr enthusiastischer Bewunderer noch Nachfolger, das Nützliche und Ausführbare dem Glänzenden aber Nutzlosen vorziehend.

Dasselbe Resultat und die Gründe zu seiner Erklärung finden wir, wenn wir den andern der beiden oben bezeichneten Wege der Untersuchung einschlagen und Tacitus Ansichten über den Geist seiner Zeit und die damaligen politischen Verhältnisse und Zustände, besonders in Vergleich

mit der altrömischen Zeit, zu erforschen suchen. In dieser Beziehung finden wir nun in seinen historischen Werken, daß er eine lebendige Anschauung von dem thatkräftigen, ruhmvollen Leben der alten republikanischen Zeiten hat, daß er auf den, wenn auch unruhigen doch im Ganzen sittlicheren und tüchtigeren Geist jener Zeiten mit Theilnahme zurückblickt und charakteristische Züge aus der monarchischen Zeit und jenen frühern Jahrhunderten Roms gerne vergleichend zusammenstellt. Diese Richtung tritt gleich im Eingange von drei seiner historischen Werke sehr deutlich und mit Absicht hervor, in dem Leben des Agricola, den Historien und Annalen. In der zuerst genannten Schrift schwebt ihm sogleich im Anfang der Gedanke vor, wie in der alten römischen Zeit ganz anders als jetzt „denkwürdige Thaten zu vollführen ohne Hinderniß und offenkundig war, und wie die berühmtesten Männer in dem Bewußtseyn ihres Verdienstes ohne Nebenabsicht ihr Leben der Nachwelt erzählten, was bei ihnen für edles Selbstvertrauen und nicht für Anmaaßung gegolten hätte." Eben so erinnerte er im Eingange der Historien zuerst an die Jahrhunderte der Republik, welche von Schriftstellern jener Zeiten „mit eben so viel Beredtsamkeit als Freiheit dargestellt wurden," und wie

mit dem Anfange der Monarchie „die großen Geister unter den Schriftstellern verschwanden,“ worauf er denn im folgenden die von ihm darzustellende Zeiten in wenigen aber frappanten Zügen kurz schildert. Von ähnlichen Gegensätzen geht er in dem Eingange der Annalen aus und führt sie dort noch weiter und kunstreicher aus. Um zu zeigen, wie er auch bei Darstellung einzelner historischen Züge sich zu einer Vergleichung mit der alten großen römischen Zeit gedrungen fühlt, mag es genügen nur beispielsweise daran zu erinnern, wie er von den Majestätsverbrechen in dem frühern und nachherigen Sinne des Wortes spricht; wie er bei Erwähnung des durch schlechte Kriegszucht und hohen Sold dem Staate verderblichen Heeres, kurz aber inhaltsschwer sagt, „daß bei den Altvordern das römische Wesen durch Tugend mehr als durch Geld aufrecht erhalten wurde;“ oder wie er von den beiden Brüdern in dem flavianischen und vitellianischen Heere erzählt, von denen der eine den andern tödtete und dafür noch eine Belohnung verlangte, während in einem ähnlichen Falle in den bürgerlichen Kriegen zu Pompejus Zeit der Mörder seines Bruders, sobald er den Getödteten erkannte, aus Schmerz sich selbst tödtete. „So war bei den Alten der Ruhm bei

schönen Thaten nicht minder groß als die Reue bei Verbrechen lebhaft. Diese und ähnliche Züge (fährt er dann fort) aus der alten Zeit werden nicht unpassend von uns angeführt werden, so oft die Umstände Beispiele des Guten oder Trost im Unglück fordern."[26]) Auch der römische Patriotismus, der an einigen Stellen seiner Werke so lebhaft hervorbricht, ist wie ein Klang aus der alten republikanischen Zeit; so, wo er bei Erzählung innerer Kriege in Deutschland, die Götter bittet, es möge zur Erhaltung des römischen Reiches bei den auswärtigen Völkern, wenn nicht Liebe zu Rom, doch gegenseitiger Haß unter ihnen selbst fordauern; so dort, wo er bei Erzählung des Brandes des Capitols durch die Kämpfe der Vitellianer und Flavianer klagend ausruft: „Das war die traurigste und widerwärtigste That die den römischen Staat seit der Erbauung der Stadt traf, indem ohne auswärtigen Feind und nicht durch Ungnade der Götter, wenn man anders bei unsern Sitten dieß glauben darf, der von unsern Altvordern gebaute Tempel Jupiters, des Besten Höchsten, das Unterpfand der Herrschaft . . . durch die Raserei der Machthaber zerstört wurde." Mit welchem Gefühl, mit welcher ergreifenden Darstellung er das Unglück und die Schlechtigkeit, die Tyrannei und die

knechtische Gesinnung seiner Zeitgenossen schildert, ist fast auf allen Blättern seiner unsterblichen Schriften zu finden. Allein ungeachtet aller dieser eigenthümlichen Züge des Geistes des Tacitus würde man sich doch sehr irren, wenn man ihm eine Bewunderung der alten Zeit und eine Verachtung seiner Zeit in der Art beilegen würde, die ihn zu einem unbedingten Lob des republikanischen Roms und zu einer unbedingten Verwerfung der gegenwärtigen Verhältnisse geführt hätte. Man würde sich um so mehr irren, wenn man ihm solche politische theoretische Ansichten oder eine solche Gemüthsstimmung und praktische Richtung zuschreiben wollte, die ihn hätte bestimmen können, für die Wiederherstellung der alten Formen des Staates, der alten römischen Freiheit zu wirken und nicht vielmehr das Principat mit seinen Folgen anzunehmen, aber nach Möglichkeit zur Entwicklung der guten und würdigen Seiten desselben beizutragen. Mehr als durch jede andre Ausführung scheint mir dieses klar hervorzugehen, wenn man folgende vier Stellen nicht nach einzelnen Sätzen, sondern in ihrer Vollständigkeit betrachtet. Die erste Stelle ist hergenommen aus dem so geistvollen und wahrhaft des Tacitus würdigem Dialog über die Ursachen des Verfalles der römischen Bered-

samkeit. Die hier folgenden Worte werden unter den dort sprechenden Personen dem Curiatius Maternus in den Mund gelegt, einem Bewunderer und Vertheidiger der ältern römischen Literatur. Auf diese Art ist es freilich nicht Tacitus, der hier in eigner Person spricht; aber da in solchen Dialogen doch immer zugleich die eigne Ansicht der Verfasser einer der sprechenden Personen in den Mund gelegt wird, und nach der Oeconomie des vorliegenden Dialoges dieses, was wenigstens das hier mitzutheilende Stück betrifft, von dem hier redend eingeführten Maternus gilt, so nehmen wir keinen Anstand, in ihm Tacitus selbst zu erkennen, obgleich, wie natürlich, des dramatischen Interesses wegen hie und da die Farben etwas lebhafter gehalten sind, und daher das stärkere Colorit von den nichts desto weniger bleibenden Umrissen der Zeichnung zu unterscheiden ist. Nachdem nämlich vielerlei andre Gründe des Verfalls der Beredtsamkeit angeführt und ausgeführt waren, spricht Maternus noch zum Schlusse unter Anderm Folgendes: Eine große Beredtsamkeit wie eine große Flamme braucht Stoff zu ihrer Unterhaltung, Bewegungen zum Anfachen, und leuchtet um so heller, je stärker der Brand ist. Diese nämliche Ursache brachte auch in unserm Staate die Beredtsamkeit

bei unsern Vorfahren zu solcher Höhe. Denn obgleich auch zu unsern Zeiten die Redner so viel erreicht haben, als bei einem geordneten, ruhigen und glücklichen Zustande des Staates sich erreichen läßt, so hatten jene Alten in jeder Verwirrung und Ungebundenheit das Gefühl Größeres erreicht zu haben, indem bei dem allgemeinen Durcheinander und dem Mangel eines gemeinschaftlichen Leiters, ein jeder Redner in dem Maaße seine Sache gut verstand, als er das irrende Volk zu Etwas bereden konnte. Daher die immer neuen Gesetzesvorschläge und die dadurch gesuchte Popularität, daher jene Reden der Magistrate, die fast auf der Rednerbühne übernachteten, daher jene Anklagen so mancher mächtiger Männer in der Republik und fortdauernde Familien-Feindschaften, daher die Parteien der Vornehmen und die ewigen Händel zwischen Senat und Volk. Alles dieses zerriß zwar das Gemeinwesen, aber gab der Beredtsamkeit jener Zeit Leben und Thätigkeit . . . Denn mit der Größe der Verhältnisse wächst die Kraft des Geistes, und Niemand kann eine ruhm- und glanzvolle Rede zu Stande bringen, als wer einen entsprechenden Gegenstand gefunden hat. Demosthenes ist nicht berühmt geworden, meine ich, durch die Reden gegen seine Vormünder,

und Cicero machen nicht die Vertheidigungsreden für P. Quinctius oder Licinius Archias zu einem großen Redner, sondern Catilina, Milo, Verres und Antonius haben ihn mit Ruhm umgeben. Ich sage dieses nicht als sey es für den Staat nicht zu theuer erkauft solche schlechte Bürger zu haben, nur damit die Redner einen reichen Stoff zum Reden gewinnen; allein, wie ich schon mehrmals bemerkte, wir dürfen die vorliegende Frage nicht vergessen, und müßen festhalten, daß wir von einer Sache reden, welche bei stürmischen und unruhigen Zeiten vorzugsweise gedeiht. . . . Wir haben es hier nicht mit einem ruhigen und friedlichen Geschäft zu thun, das an Redlichkeit und Bescheidenheit sein Gefallen hat. Nein; jene große und hervortretende Beredtsamkeit ist vielmehr ein Kind der Zügellosigkeit, welche Thoren Freiheit nannten, eine Begleiterin des Aufruhrs, ein Reizmittel des losgelassenen Volkes, sie ist ohne Gehorsam, ohne Unterwürfigkeit, trozig, tollkühn, anmaaßend und überhaupt so, wie sie in wohl eingerichteten Staaten nicht entsteht. Denn haben wir Etwas von einem lacedaemonischen oder von einem cretensischen Redner gehört? Und gerade diese Staaten hatten eine strenge Ordnung und strenge Gesetze. Eben so wenig sehen wir bei

den Macedoniern und Persern, oder überhaupt bei irgend einem Volke, welches eine feste Regierung hatte, eine solche Beredtsamkeit. Zu Rhodus dagegen gab es einige Redner, die meisten aber zu Athen, hier wo das Volk, wo die Unverständigen Alles, ja, wo so zu sagen, Alle Alles zu sagen hatten. Auch unser Staat, so lange er gleichsam noch umherirrte, so lange er durch Parteien, Uneinigkeit und Zwietracht sich abarbeitete, so lange kein Friede auf dem Forum war, keine Eintracht im Senat, keine Mäßigung in den Gerichten, keine Achtung vor den Höhern, kein Maaß und Ziel bei den Obrigkeiten, brachte allerdings eine kräftigere Beredtsamkeit hervor, ebenso wie ein wildes Feld gewisse Pflanzen in üppiger Fülle hervorbringt. Aber der Gracchen Beredtsamkeit galt doch dem Staate nicht so viel, daß er darum sich von ihnen Gesetze vorschreiben ließ, und Ciceros schöne Beredtsamkeit war durch die Art seines Todes zu theuer erkauft. So ist denn auch was von dem alten Forum für Redner übrig ist, ein Beweis, daß der Staat noch nicht fehlerfrei und in allen Theilen nach Wunsch geordnet ist. Denn wer ruft vor Gericht unsre Hilfe an, als nur der Schuldige oder Unglückliche? Welche Gemeinde sucht unsern Schutz, als nur eine solche, welche ent-

weder eine benachbarte feindselige Gemeinde oder innere Zwietracht beunruhigt? Welche Provinz haben wir Redner zu vertheidigen, als nur eine solche, die beraubt und gequält worden ist? Es wäre aber doch viel besser gar nicht zu klagen, als auf Strafe dringen zu müssen. Gäbe es irgend einen Staat, in welchem Niemand sich Etwas zu Schuld kommen ließ, so wäre ein Redner unter solchen schuldlosen Menschen eben so überflüßig als ein Arzt unter Gesunden. So wie jedoch die Arzneikunst am wenigsten nöthig ist und gedeiht bei solchen Völkern, die sich im Ganzen einer festen Gesundheit und einer unverdorbenen Leibesbeschaffenheit erfreuen: eben so ist auch der rednerische Ruhm geringer und unbekannter bei guten Sitten und bei Gehorsam gegen den, welchem die Leitung des Staates zusteht. Denn wozu hat man in dem Senat lange Abstimmungen nöthig, wenn die Besten sich schnell in ihrer Ansicht vereinigen? Wozu viele Vorträge an das Volk, wenn über Staatsangelegenheiten nicht die unerfahrne Menge sondern Einer und der Einsichtsvollste Rath hält? Wozu freiwillig übernommene Anklagen, wenn man selten und wenig fehlt? Wozu gehäßige und das rechte Maaß überschreitende Vertheidigungen, wenn die Milde des Richters den in Gefahr be-

kindlichen Schuldigen entgegen kommt? Glaubt mir, ihr trefflichen und so weit es nöthig ist beredtsamen Freunde, wenn Ihr in jenen frühern Jahrhunderten geboren worden wäret, oder wenn jene Männe, die ihr bewundert, in unsrer Zeit gelebt hätten, und wenn irgend ein Gott Eure beiderseitigen Zeiten und Euere beiderseitigen Lebensumstände unter einander vertauscht hätte: so würde weder Euch jenes hohe Lob und jener Ruhm der Beredtsamkeit, noch Jenen die nöthige Selbstbeschränkung und das rechte Maaß gefehlt haben. Nun aber, da Niemand zu einer und derselben Zeit großen Ruhm und große Ruhe erlangen kann, so mag Jedermann das Gute seiner Zeit genießen ohne eine andre darum anzuklagen."[27]) — Mit dieser, wie eben bemerkt, des dramatischen Effektes wegen etwas lebhafteren Schilderung der republicanischen Zeit in Vergleich mit der spätern, vergleiche man nun jene in den Annalen gegebene kurze Uebersicht der Geschichte der Gesetzgebung zur Zeit der Republik. Wenn man den schriftstellerischen Gattungscharakter eines Dialoges und eines Geschichtwerkes, wie die Annalen sind, berücksichtiget, so wird man zugestehen müssen, daß die oben mitgetheilte und die jetzt mitzutheilende Stelle in nicht verschiednem Geiste gehalten sind und daß

die Schlüsse, die man aus beiden Stellen für die politischen Ansichten des Tacitus ziehen kann, sich nicht widersprechen. „Nach Tarquinius Vertreibung, (sagt Tacitus an der letztern Stelle) unternahm das Volk vielerlei gegen die Partei der Patricier um die Freiheit zu schützen und die Eintracht zu befestigen. Es wurden die Zehnmänner erwählt, und nachdem man zusammen gesucht hatte was irgendwo es Vorzügliches gab, verfaßte man die Zwölf Tafeln. Das war das Ende des unpartheischen Rechtes. Denn die darauf folgenden Gesetze, obgleich zuweilen gegen Verbrechen gerichtet, wurden doch öfter gewaltsam durchgesetzt bei dem Hader der Stände, um versagte Ehrenstellen zu erlangen, oder berühmte Männer zu vertreiben, oder wegen anderer schlechten Beweggründe. Daher die Gracchen und die Saturninen, die Volksaufwiegler; und auf der andern Seite Drusus, der das Volk im Namen des Senates bestach und die Bundesgenossen durch vorgespiegelte Hoffnung gewonnen und dann wieder getäuscht. Auch während des Italischen und bald darauf während des Bürgerkrieges wurden viele und verschiedene Gesetze gegeben, bis L. Sulla als Dictator die frühern Gesetze abschaffte oder abänderte und mehreres Neue hinzufügte. Dennoch ruhte die

Gesetzgebung nicht lange. Gleich darauf folgten die stürmischen Vorschläge des Lepidus, und nicht lange nachher wurde den Volkstribunen die ungebundene Freiheit zurückgegeben, das Volk nach ihrer Willkühr aufzuregen. Jetzt wurden denn auch gesetzliche Strafbestimmungen nicht im Allgemeinen sondern gegen einzelne Personen gegeben, und bei dem schlechtesten Zustand der Republik hatte man die meisten Gesetze. Darauf wurde Cn. Pompejus zum drittenmal zum Consul ernannt, um die Sitten zu verbessern; allein strenger als es die Natur der Vergehen jetzt gestattete, stürzte er selbst die von ihm gegebenen Gesetze um, und verlor durch Waffengewalt, was er durch Waffengewalt behauptete. Darauf in Einem fort zwanzig Jahre lang Zwietracht; da galt kein Recht, keine Sitte; die schändlichsten Handlungen waren straflos, und oft gereichten löbliche Handlungen zum Verderben. Erst in seinem sechsten Consulate schaffte Cäsar Augustus im sichern Besitze der Macht das ab, was er während des Triumvirates befohlen hatte, und gab uns solche Rechte, wie wir sie in Friedenszeiten und unter der Herrschaft eines Fürsten brauchen konnten."[28]) — Wir reihen, ohne durch eingestreute Raisonements den Leser aufzuhalten, die dritte Stelle von verwandtem Inhalte an.

Wie in der zuerst angeführten Stelle Tacitus von der Beredtsamkeit ausgehend die republikanische und monarchische Zeit mit einander vergleicht, so thut er hier dasselbe bei Gelegenheit der Vergleichung der Werke der ältern römischen Geschichtschreiber mit der Geschichtschreibung wie sie jetzt zu seiner Zeit dem geänderten Gegenstande nach beschaffen war und beschaffen seyn mußte. Er geht dabei zunächst von den Zeiten des Tiberius aus. „Ich weiß wohl, sagt er, daß das Meiste von dem, was ich bis jetzt erzählt habe, oder noch erzählen werde, vielleicht klein und unbedeutend scheinen wird; allein Niemand darf diese unsre Annalen mit den Werken derjenigen zusammenstellen, welche die alten Thaten des römischen Volkes beschrieben. Jene stellen dar mit freier Bewegung gewaltige Kriege, Bestürmung von Städten, Flucht und Gefangenschaft von Königen, oder wenn sie sich zu den innern Angelegenheiten wenden, die Streitigkeiten der Consuln mit den Tribunen, die Gesetze über Acker- und Getreidevertheilung und die Wirren zwischen den Patriciern und der Plebs. Unsre Aufgabe dagegen ist beschränkt und ruhmlos. Denn jetzt war stillstehender oder nur wenig gestörter Friede, die Verhältnisse zu Rom traurig und der Fürst ohne Stre-

ben das Reich zu vergrößern. Deswegen aber mag es dennoch nicht ohne Nutzen seyn, jene dem ersten Anblick nach unbedeutenden Begebenheiten näher zu betrachten, indem aus ihnen oft große Bewegungen entstehen. Alle Völker nämlich und Städte werden entweder demokratisch oder aristokratisch oder monarchisch regiert: eine aus diesen Elementen verbundene und gemischte Staatsverfassung läßt sich leichter loben als wirklich zu Stande bringen, und wenn sie auch ins Daseyn tritt, so kann sie nicht lange bestehen. Nun so wie man einst, als das Volk mächtig war, oder der Senat viel vermochte, die Art und Weise der großen Menge und die Mittel sie zu lenken kennen lernen mußte, und wie diejenigen für Kenner der Zeiten und für weise Männer galten, welche am genauesten den Geist des Senates und der Vornehmen durchschauten: so wird es wohl dagegen jetzt als nützlich erscheinen, solche Züge wie hier von uns geschieht zu sammeln und darzustellen, nachdem die Verfassung sich ganz geändert hat und das römische Wesen gar nicht mehr anders bestehen kann als unter der Herrschaft eines Einzigen; denn nur Wenige unterscheiden aus eigner Einsicht das Gute von dem Schlechten, das Nützliche von dem Schädlichen, der größere Theil

läßt sich nur durch fremdes Schicksal belehren. Uebrigens ist diese Behandlungsart zwar nutzbringend, aber wenig unterhaltend. Denn die Darstellung der Länder und Völker, manigfaltiger Schlachten, und des ruhmvollen Todes der Heerführer fesselt und erfrischt den Geist des Lesers: wir aber haben in einem fort zu berichten grausame Befehle, ewige Anklagen, trügende Freundschaften, den immer durch dieselben Ursachen herbeigeführten Untergang so mancher Unschuldigen, so daß das Einerlei der Gegenstände und der Ueberdruß daran sofort widrig entgegen tritt. Auch sind die alten Geschichtschreiber seltner den Angriffen der Tadler ausgesetzt, und es liegt Niemanden daran, ob man die punischen oder römischen Heere mit lebhafterer Theilnahme erhebt; dagegen von Vielen, die unter Tiberius Strafe oder Schmach erlitten, leben die Nachkommen noch. Und gesetzt auch ihre Familien seyen erloschen, so giebt es Solche, die wegen der Aehnlichkeit ihres Charakters die Erwähnung fremder Vergehen als ihnen gemachte Vorwürfe ansehen. Andrerseits erregt auch ruhmvolle Tugend Feinde, weil sie durch den so nahe liegenden Gegensatz zum Vorwurf gereicht."[29]) Aus dieser Stelle, welche ihrem größten Theil nach die verschiedene Stellung und Aufgabe der römischen

Geschichtschreiber der republicanischen und monarchischen Zeitdarstellt, gehen zugleich für die Kenntniß der politischen Ansichten des Tacitus zwei wichtige Sätze hervor; nämlich einmal: eine gemischte Verfassung mit Theilung der Staatsgewalt ist auf die Länge unhaltbar; man muß eine der drei Hauptformen rein für sich und dann auch mit ihren Folgen annehmen; und dann zweitens: für das römische Reich paßt jetzt nur die monarchische Form. Es bedarf keiner nähern Auseinandersetzung wie sehr dieses Resultat übereinstimmt mit den oben dargelegten Urtheilen des Tacitus über Agricola und einige andere römische Staatsmänner. Eben daraus geht noch ferner hervor, wie er zwar die sittliche Kraft anerkennen und sogar bewundern konnte, welche Helvidius Priscus und ähnliche Männer zeigten, ohne sich jedoch seiner Ueberzeugung nach an ihre Opposition gegen das Principat anschließen zu können. Diese Ansicht von der Unvermeidlichkeit des Principates, als einer nothwendigen Folge vieler längst vorhergegangenen Ereignisse und Zustände, findet sich auch noch in kräftigen Zügen an der folgenden Stelle ausgedrückt, mit welcher die unmittelbar vorher mitgetheilten drei andern Stellen verbunden uns ein so treues und ziemlich vollständiges Bild von Tacitus politischer Gesinnung und

Richtung geben. Wo er nämlich das Zusammentreffen der Heere der beiden Kronprätendenten, Vitellius und Otho, in Oberitalien berichtet, erwähnt er ein damals herrschendes und auch von Geschichtschreibern aufgezeichnetes Gerücht, wornach die beiden Heere geneigt gewesen seyn sollen, sich friedlich zu verständigen und einen bessern und achtungswerthern Imperator, als Vitellius und Otho, entweder selbst zu wählen oder durch den Senat wählen zu lassen. Er seiner Seits hält jedoch dieses Gerücht für grundlos und die Wahrheit desselben nach dem damaligen Geist und der sittlichen Verdorbenheit der beiden Heere und jener Zeit überhaupt für unmöglich. Dieß veranlaßt ihn dann zu folgender Digression: „Die alte und von jeher den Menschen inwohnende Begierde nach Macht wuchs heran und brach hervor mit des Reiches Größe. Bei beschränkten Verhältnissen war es leicht die Gleichheit zu behaupten; aber als nach großen Siegen und nach Unterdrückung von Städten und Königen, unsern Nebenbuhlern, es nun vergönnt war, ohne Gefahr von außen nach Macht und Reichthum zu streben, da entbrannten zuerst die Streitigkeiten zwischen den Patriciern und der Plebs. Bald sah man stürmische Volkstribunen, bald übermüthige Consuln, und in der

Stadt und selbst auf dem Forum Versuche von Bürgerkrieg. Nicht lange darauf besiegten C. Marius aus dem niedersten Volk und L. Sulla, der grausamste unter den Vornehmen, die Freiheit mit Waffengewalt und verwandelten sie in Willkürherrschaft; nach ihnen Cn. Pompejus, versteckter aber nicht besser. Schon von jetzt an stritt man sich um nichts anderes als um das Principat." [30])

Aus diesen mitgetheilten Stellen wird ohne ausführliche Erörterungen deutlich genug hervorgehen, daß und warum Tacitus die monarchische Verfassung des Reiches für eine Nothwendigkeit hielt, und warum er deswegen in seinem praktischen Leben auch nicht entfernt die, wenn auch gut gemeinten und edelgesinnten Ansichten, Wünsche und Träume derjenigen theilen konnte, welche aus historischen Reminiscenzen und philosophischen Ideen dem Principat selbst widerstreben zu müssen glaubten. Um so weniger mußte er zu denjenigen sich hingezogen fühlen, welche aus bloßer Eitelkeit, aus unlauterm Ehrgeiz oder leidenschaftlicher Feindseligkeit eine ähnliche Sprache, wie die wahren aber unklaren Freiheitsfreunde und Philosophen führten. Er ist gegen letztere so sehr auf seiner Hut, daß er auch da vor falschen Darstellungen warnt, wo sie gegen Tyran-



nen gerichtet waren. „Denn, sagt er im Eingang der Historien, vor dem gesuchten Streben eines Schriftstellers bei den Machthabern sich beliebt zu machen, hat man leicht Widerwillen: Tadelsucht aber und Neid findet williges Gehör. Natürlich: Schmeichlei begreift in sich das garstige Verbrechen der Servilität; boshafte Feindseligkeit dagegen den falschen Schein der Freiheit.“ — Diese Ansichten erklären die im Ganzen der Monarchie des Principates zugewendete Gesinnung des Tacitus; allein sie erklären dennoch nicht vollständig warum er, ein solcher Mann, wenn auch mit Schonung des Principates, doch nicht gegen einzelne offenbare Acte der Grausamkeit und des Unrechtes von Seiten Domitian's auftrat. Zur Erklärung und Würdigung dieser Erscheinung mögen folgende Betrachtungen dienen. Zunächst erinnern wir daran, daß, wie oben aus den Quellen von uns nachgewiesen worden ist, Domitian eine Reihe von Jahren hindurch die Regierung nicht schlecht führte, sondern im Gegentheil Justiz und Verwaltung von ihm in guter Ordnung gehalten wurde. Unter diesen Umständen konnte also wohl auch ein wohlgesinnter Senator im Interesse des allgemeinen Wohles und in Rücksicht des zum Stolze, zum Argwohn und zur Grausamkeit geneigten

Herrschers, seine individuelle Misbilligung über Manches zurückhalten, ohne dabei gerade schlechten Motiven oder lediglich der Furcht wegen seiner eignen persönlichen Sicherheit zu folgen. Als aber der Despotismus und die Gewaltthätigkeit des entarteten Flaviers in ihrer schrecklichen Wirklichkeit, wie in den letzten drei Jahren seiner Regierung, hervortrat, war der Zustand des Reiches so beschaffen, und die auf die Gunst des Pöbels und die unbedingte Anhänglichkeit der Armee gestützte Macht und Sicherheit des Despoten so groß und unangreifbar, daß Niemand im Senat daran denken konnte, das Volk über seine Rechte und Würde aufzuklären und dem Tyrannen offen entgegen zu treten. Von allen den vielen Opfern, welche in dieser Zeit fielen, hat keines dieses versucht: sie fielen alle durch den oft ganz grundlosen Argwohn des Tyrannen, oder wegen einzelner, aber nicht im Senate, nicht in ihrer gesetzlichen Amtsthätigkeit an den Tag gelegter freisinniger Worte und Handlungen. Daß man in einer solchen Lage der Dinge an dem Vaterlande und der guten Sache verzweifeln konnte, und darum keinen Versuch, von dessen offenbarer Vergeblichkeit man vollkommen überzeugt war, unternahm, daß Tacitus, wie es scheint, eine solche Ansicht hatte und befolgte,

wollen wir nicht rechtfertigen, finden es aber sehr natürlich und erklärlich. Tacitus glaubte zwar an die Kraft der sittlichen Würde auch in seinem Zeitalter. Sagt er ja doch selbst in dem Eingange der Historien, nachdem er die Nachtseite der von ihm zu beschreibenden Zeiten mit wenigen kräftigen Zügen geschildert hat: „Jedoch war diese Zeit nicht so unfruchtbar an Tugenden, daß sie nicht auch gute Beispiele gezeigt hätte, als: Mütter die ihre vertriebenen Kinder begleiteten, Gattinnen die ihren Gatten in die Verbannung folgten; muthvolle Verwandten; standhafte Schwiegersöhne; Treue von Sklaven, sogar der Folter trotzend; die äußerste Noth so mancher berühmten Männer, der dabei bewiesene Starkmuth und das Ende so Mancher, nicht geringer als der gepriesene Tod mancher Männer des Alterthumes.“ Ungeachtet dessen konnte aber dennoch dem tief blickenden Geschichtschreiber der gleichen Zeiten unter Tiberius und Nero die Fruchtlosigkeit solcher einzelnen Opfer und der hilflose Zustand des Ganzen nicht entgehen. Diese Hoffnungslosigkeit, welche Tacitus von einem kräftigern Wirken in der Schreckenszeit Domitians zurückgehalten haben mag, ist zugleich nicht ohne Beziehung auf die Ansicht, welche der Geschichtschreiber von den letzten Gründen

der Begebenheiten und dem Gange der menschlichen Schicksale hatte. Es ist hier der Ort nicht davon ausführlich zu handeln; es mag genügen auf die so klar aufgefaßte und anschaulich ausgeführte Darstellung Süvern's zu verweisen. Aus der Zusammenstellung der einzelnen zerstreuten und nicht immer genau übereinstimmenden Aeußerungen des Geschichtschreibers über Schicksal, Zufall und Vorsehung, ergibt sich, daß sein Geist aus der Betrachtung des Weltlaufes und überwältigt von den Gräueln und Verkehrtheiten einer ausgearteten Zeit, im Ganzen eine trübe und trostlose Ansicht von dem Walten jener dunkeln Macht gefaßt hatte, welche neben und außer dem persönlichen Wollen und Wirken der Einzelnen durch die Geschichte geht. Je mehr er die Geschichte alter und neuer Zeiten betrachtet, desto mehr scheint ihm „Spiel und Täuschung in den menschlichen Dingen zu walten.“ Sejanus scheint ihm seinen so verderblichen Einfluß bei Tiberius nicht durch eigne Geschicklichkeit gewonnen zu haben, (denn die welche den Sejanus später stürzten waren ja noch geschicktere Intriguanten) sondern durch eine höhere Macht, durch den Zorn der Götter. Nach der Aufzählung der vielen Schlachtopfer unter Nero drückt die knechtische Duldsamkeit,

welche sich dabei kund gab, seinen Geist nieder, und das viele daheim in Friedenszeiten vergossene Blut füllt seine Seele mit Trauer. Dennoch verlangt er von seinen Lesern, sie möchten die so ohne Widerstand zu Grunde gehen nicht hassen: es walte hier göttliche Schickung, es sey der Zorn der Götter der letzte Grund der Verblendung.[31]) Eine solche Stimmung aber ist nicht geeignet thatkräftigen Muth zu geben und zur Verwirklichung von eignen Idealen anzutreiben.

Zu allem diesem und zur vollständigen Auffassung und Beurtheilung von Tacitus praktisch-politischer Wirksamkeit scheint endlich auch noch folgende Betrachtung nicht zu übersehen zu seyn. Tacitus faßt auf und stellt dar die manigfaltigsten und sogar entgegen gesetzten Zustände und Charaktere der Zeit, die er schildert, mit einer stets gleichen Unpartheilichkeit und mit wahrhafter Objectivität. Die Versicherungen, die er selbst darüber in dem Eingange der Annalen und Historien gibt, sind keine leeren Worte, sondern der feste und lautre Ausdruck seiner Individualität, der fast auf jedem Blatte seiner Werke seine Bestätigung findet. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die gehaltene und ruhige Darstellung solcher Charaktere, wie des Tiberius, die sonst so sehr geeignet sind ein

jedes edlere Gemüth und fühlende Herz sofort gegen sich einzunehmen. Solche Individualitäten aber, welche die verschiedensten Bestrebungen und Charaktere verstehen und aufzufassen im Stande sind und in dem Spiegel ihrer Objectivität in treuen Bildern darstellen, sind in der Regel zu kräftigem Handeln in der politischen Sphäre weniger aufgelegt. Das kräftige politische Auftreten fordert mehr oder weniger eine gewisse Einseitigkeit: man muß auf diesem Gebiete gewisse Richtungen, Ansichten und Plane mit ausschließlichem Vorzug, sey es aus Vorliebe oder Berechnung, verfolgen. Individuen andrer Seits, welche diesen Charakter und diese Richtung zeigen, vermögen wohl von ihrem Standpunkte aus ihre eignen Bestrebungen, Thaten und Schicksale in Denkwürdigkeiten zu erzählen, auch von demselben individuellen Standpunkte aus und zu individuellen Zwecken mit mehr oder minder Erfolg Geschichte zu schreiben, aber sie können nicht mit solcher Wahrheit und umfassenden Objectivität wie Tacitus ein ganzes Zeitalter schildern. Würde Tacitus als Senator und Staatsbeamter mehr hervorgetreten seyn, so hätte die Welt seine unsterblichen Werke vielleicht gar nicht erhalten, oder doch nicht in dem Geiste, den wir jetzt in ihnen bewundern;

nen gerichtet waren. „Denn, sagt er im Eingang der Historien, vor dem gesuchten Streben eines Schriftstellers bei den Machthabern sich beliebt zu machen, hat man leicht Widerwillen: Tadelsucht aber und Neid findet williges Gehör. Natürlich: Schmeichlei begreift in sich das garstige Verbrechen der Servilität; boshafte Feindseligkeit dagegen den falschen Schein der Freiheit.“ — Diese Ansichten erklären die im Ganzen der Monarchie des Principates zugewendete Gesinnung des Tacitus; allein sie erklären dennoch nicht vollständig warum er, ein solcher Mann, wenn auch mit Schonung des Principates, doch nicht gegen einzelne offenbare Acte der Grausamkeit und des Unrechtes von Seiten Domitian's auftrat. Zur Erklärung und Würdigung dieser Erscheinung mögen folgende Betrachtungen dienen. Zunächst erinnern wir daran, daß, wie oben aus den Quellen von uns nachgewiesen worden ist, Domitian eine Reihe von Jahren hindurch die Regierung nicht schlecht führte, sondern im Gegentheil Justiz und Verwaltung von ihm in guter Ordnung gehalten wurde. Unter diesen Umständen konnte also wohl auch ein wohlgesinnter Senator im Interesse des allgemeinen Wohles und in Rücksicht des zum Stolze, zum Argwohn und zur Grausamkeit geneigten

Herrschers, seine individuelle Misbilligung über Manches zurückhalten, ohne dabei gerade schlechten Motiven oder lediglich der Furcht wegen seiner eignen persönlichen Sicherheit zu folgen. Als aber der Despotismus und die Gewaltthätigkeit des entarteten Flaviers in ihrer schrecklichen Wirklichkeit, wie in den letzten drei Jahren seiner Regierung, hervortrat, war der Zustand des Reiches so beschaffen, und die auf die Gunst des Pöbels und die unbedingte Anhänglichkeit der Armee gestützte Macht und Sicherheit des Despoten so groß und unangreifbar, daß Niemand im Senat daran denken konnte, das Volk über seine Rechte und Würde aufzuklären und dem Tyrannen offen entgegen zu treten. Von allen den vielen Opfern, welche in dieser Zeit fielen, hat keines dieses versucht: sie fielen alle durch den oft ganz grundlosen Argwohn des Tyrannen, oder wegen einzelner, aber nicht im Senate, nicht in ihrer gesetzlichen Amtsthätigkeit an den Tag gelegter freisinniger Worte und Handlungen. Daß man in einer solchen Lage der Dinge an dem Vaterlande und der guten Sache verzweifeln konnte, und darum keinen Versuch, von dessen offenbarer Vergeblichkeit man vollkommen überzeugt war, unternahm, daß Tacitus, wie es scheint, eine solche Ansicht hatte und befolgte,

wollen wir nicht rechtfertigen, finden es aber sehr natürlich und erklärlich. Tacitus glaubte zwar an die Kraft der sittlichen Würde auch in seinem Zeitalter. Sagt er ja doch selbst in dem Eingange der Historien, nachdem er die Nachtseite der von ihm zu beschreibenden Zeiten mit wenigen kräftigen Zügen geschildert hat: „Jedoch war diese Zeit nicht so unfruchtbar an Tugenden, daß sie nicht auch gute Beispiele gezeigt hätte, als: Mütter die ihre vertriebenen Kinder begleiteten, Gattinnen die ihren Gatten in die Verbannung folgten; muthvolle Verwandten; standhafte Schwiegersöhne; Treue von Sklaven, sogar der Folter trotzend; die äußerste Noth so mancher berühmten Männer, der dabei bewiesene Starkmuth und das Ende so Mancher, nicht geringer als der gepriesene Tod mancher Männer des Alterthumes.“ Ungeachtet dessen konnte aber dennoch dem tief blickenden Geschichtschreiber der gleichen Zeiten unter Tiberius und Nero die Fruchtlosigkeit solcher einzelnen Opfer und der hilflose Zustand des Ganzen nicht entgehen. Diese Hoffnungslosigkeit, welche Tacitus von einem kräftigern Wirken in der Schreckenszeit Domitians zurückgehalten haben mag, ist zugleich nicht ohne Beziehung auf die Ansicht, welche der Geschichtschreiber von den letzten Gründen

der Begebenheiten und dem Gange der menschlichen Schicksale hatte. Es ist hier der Ort nicht davon ausführlich zu handeln; es mag genügen auf die so klar aufgefaßte und anschaulich ausgeführte Darstellung Süvern's zu verweisen. Aus der Zusammenstellung der einzelnen zerstreuten und nicht immer genau übereinstimmenden Aeußerungen des Geschichtschreibers über Schicksal, Zufall und Vorsehung, ergibt sich, daß sein Geist aus der Betrachtung des Weltlaufes und überwältigt von den Gräueln und Verkehrtheiten einer ausgearteten Zeit, im Ganzen eine trübe und trostlose Ansicht von dem Walten jener dunkeln Macht gefaßt hatte, welche neben und außer dem persönlichen Wollen und Wirken der Einzelnen durch die Geschichte geht. Je mehr er die Geschichte alter und neuer Zeiten betrachtet, desto mehr scheint ihm „Spiel und Täuschung in den menschlichen Dingen zu walten.“ Sejanus scheint ihm seinen so verderblichen Einfluß bei Tiberius nicht durch eigne Geschicklichkeit gewonnen zu haben, (denn die welche den Sejanus später stürzten waren ja noch geschicktere Intriguanten) sondern durch eine höhere Macht, durch den Zorn der Götter. Nach der Anfzählung der vielen Schtachtopfer unter Nero drückt die knechtische Duldsamkeit,

welche sich dabei kund gab, seinen Geist nieder, und das viele daheim in Friedenszeiten vergossene Blut füllt seine Seele mit Trauer. Dennoch verlangt er von seinen Lesern, sie möchten die so ohne Widerstand zu Grunde gehen nicht hassen: es walte hier göttliche Schickung, es sey der Zorn der Götter der letzte Grund der Verblendung.[31]) Eine solche Stimmung aber ist nicht geeignet thatkräftigen Muth zu geben und zur Verwirklichung von eignen Idealen anzutreiben.

Zu allem diesem und zur vollständigen Auffassung und Beurtheilung von Tacitus praktisch-politischer Wirksamkeit scheint endlich auch noch folgende Betrachtung nicht zu übersehen zu seyn. Tacitus faßt auf und stellt dar die manigfaltigsten und sogar entgegen gesetzten Zustände und Charaktere der Zeit, die er schildert, mit einer stets gleichen Unpartheilichkeit und mit wahrhafter Objectivität. Die Versicherungen, die er selbst darüber in dem Eingange der Annalen und Historien gibt, sind keine leeren Worte, sondern der feste und lautre Ausdruck seiner Individualität, der fast auf jedem Blatte seiner Werke seine Bestätigung findet. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die gehaltene und ruhige Darstellung solcher Charaktere, wie des Tiberius, die sonst so sehr geeignet sind ein

jedes edlere Gemüth und fühlende Herz sofort gegen sich einzunehmen. Solche Individualitäten aber, welche die verschiedensten Bestrebungen und Charaktere verstehen und aufzufassen im Stande sind und in dem Spiegel ihrer Objectivität in treuen Bildern darstellen, sind in der Regel zu kräftigem Handeln in der politischen Sphäre weniger aufgelegt. Das kräftige politische Auftreten fordert mehr oder weniger eine gewisse Einseitigkeit: man muß auf diesem Gebiete gewisse Richtungen, Ansichten und Plane mit ausschließlichem Vorzug, sey es aus Vorliebe oder Berechnung, verfolgen. Individuen andrer Seits, welche diesen Charakter und diese Richtung zeigen, vermögen wohl von ihrem Standpunkte aus ihre eignen Bestrebungen, Thaten und Schicksale in Denkwürdigkeiten zu erzählen, auch von demselben individuellen Standpunkte aus und zu individuellen Zwecken mit mehr oder minder Erfolg Geschichte zu schreiben, aber sie können nicht mit solcher Wahrheit und umfassenden Objectivität wie Tacitus ein ganzes Zeitalter schildern. Würde Tacitus als Senator und Staatsbeamter mehr hervorgetreten seyn, so hätte die Welt seine unsterblichen Werke vielleicht gar nicht erhalten, oder doch nicht in dem Geiste, den wir jetzt in ihnen bewundern;

thümliche vaterländische Bildung hat als solche einen so hohen Werth, daß sie auch mit Mängeln und Beschränkung einer an sich vollkommneren aber fremden Bildung vorzuziehen ist; endlich: unsre jetzige Welt und Zeit ist in Bezug auf Religion, politische Einsicht und Einrichtungen, in Bezug auf den größten Theil der Wissenschaften und ihrer Anwendung auf das Leben so weit vor jenen alten Völkern voraus, daß die Bildung derselben, wenn auch historisch interessant, keinen praktischen Werth für uns mehr hat.

Diese drei Gründe sind die allgemeinsten und wichtigsten, welche die entgegengesetzte Ansicht geltend machen kann, und welche von uns näher zu beleuchten sind, ehe wir durch positive Gründe die Wichtigkeit und Gültigkeit jener Studien für die wissenschaftliche und überhaupt höhere geistige Bildung unsrer Zeit darzuthun versuchen.

Wenn man die Art und Weise der individuellen geistigen Stimmung und Bildung eines Volkes auf Naturnothwendigkeit beruhen läßt, so ist diese Naturnothwendigkeit allerdings bis auf einen gewissen Grad weder zu verkennen noch zu bezweifeln. Allein wenn man zugleich jeden wirksamen Einfluß von aussenher gegebener oder gewählter geistiger Auregungen und Bildungsmittel damit abläugnen will, so spricht dagegen das

Anmerkungen.

1) S. Bähr Geschichte der römischen Literatur. S. 422. §. 277. ff. 2te Ausg. — C. Th. Welker, Ueber Aufgabe und Behandlung der Geschichte; in den Festreden zur Säcularfeier Karl Friedrichs von Baden. (Freiburg 1828) und in dessen Encyklopädie S. 305. Anmerk.

2) Histor. I., 1. — 3) Annal. XI., 11.

4) Tacit. Agricol. cap. 45. Mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus; nos Maurici Rusticique visus, nos innocenti sanguine Senecio perfudit. Und daselbst Walch S. 423. seiner Ausgabe.

5) Plin. Epp. II., 1. — 6) Plin. Epp. II., 11.

7) Tacit. Histor. IV, 5. — 8) Dio Cass. LXVI, 12. p. 1086. Ed. Reimar.

9) Dio Cass. LXVI, 13. p. 1087. „Dem Demetrius (einem cynischen Philosophen), der durchaus nicht nachgab, ließ er sagen: Du giebst dir alle Mühe. daß ich dich tödten soll; aber ich tödte keinen Hund, der mich anbellt.“

10) Sueton. Vespasian. cap. 15.

11) Sueton. Domitian. cap. 8 et 9. — 12) Tacit. Agricol. cap. 2.

13) Dio Cas. LXVII, 13. p. 1111. „Viele wurden aus derselben Ursache (nämlich: wie Arulenus und Senecio) wegen ihrer Beschäftigung mit Philosophie hingerichtet; und die andern aus Rom vertrieben.“

14) Sueton. Domitian. cap. 11 und cap. 18. Commendari se verecundia oris adeo sentiebat, ut apud Senatum sic quondam iactaverit: Usque adhuc certe animum meum probastis et vultum.

15) Sueton. Domitian. cap. 4. und Dio Cass. LXVII, 4. p. 1104.

16) Sueton. Domitian. cap. 7. Addidit et quartum stipendium militi aureos ternos. Cf. Ibid. cap. 12 und 23.

17) Dio Cass. LXVII, 4. p. 1104. „Als er die Mittel zu seinem Aufwand nicht mehr hatte, ließ er Viele hinrichten, theils durch Verurtheilung von dem Senat, theils auf bloße Anklagen hin während ihrer Abwesenheit: Einige schaffte er durch heimliche Vergiftung aus dem Weg.“ Vergl. Sueton. Domitian. cap. 12.

18) Ich finde, daß bei beiden hier genannten Dichtern in der Geschichte der Literatur sowohl als in der Geschichte jener Zeit überhaupt, gewöhnlich ihre niederträchtige und abscheuliche Servilität nicht so hervorgehoben und gebrandmarkt wird, als sie es verdienen. Jedermann wird zwar die Dichter in Beziehung auf Politik anders beurtheilen als Staats- und Geschäftsmänner oder als Geschichtschreiber; allein diese Rücksicht reicht nicht aus um Martialis oder Statius zu entschuldigen. Was den ersten betrifft, so vergleiche man nur einmal Epigrammat. IV, 1. 27. VI, 2. 4 — 7. VII, 4. VIII, 24. 54. IX, 37. 80. 92. 103. besonders V, 19. Unter den Gedichten des Statius gehören hieher Sylvar. I, 1. 6. III, 4. IV, 1

19) Dio Cass. LXVII, 11. p. 1109. ... *ἵνα μηδεμία μνήμη τῶν θανατουμένων ὑπολειφθῇ, ἐκώλυσε σφᾶς ἐς τὰ ὑπομνήματα ἐςγραφῆναι.* Daß unter den hier genannten *ὑπομνήματα* die Acta publica zu verstehen seyen, darüber S. Reimarus Note zu dieser Stelle.

20) Tacit. Agric. cap. 3.

21) So wie Plinius in seinem Panegyricus vorzüglich die Vergleichung der Zeiten Domitian's dem Lobe Trajans zum Relief dienen läßt: so liebt er es auch in seinen Briefen vielfältig seinen Freunden aus jenen traurigen, nunmehr überstandenen Zeiten Mancherlei zu erzählen. Vergl. III, 11. IV, 11. 22. VII, 33. XIII, 13.

22) Tacit. Agricol. cap. 3.

23) Plin. Epp. III, 11. Atque haec feci, quum septem amicis meis aut occisis aut relegatis (occisis Senecione, Rustico, Helvidio; relegatis Maurico, Gratilla, Arria, Fannia) .. tot circa me iactis fulminibus quasi ambustus, mihi quoque impendere idem exitium, certis quibusdam notis augurarer.

24) Die bezeichneten („ ") Stellen sind aus Tacit. Agric. cap. 4. 5. 6. 8. und 42.

25) Ueber Lepidus S. Annal. IV, 20.; über Piso Annal. VI, 10.

26) Histor. II, 69. — Ibid. III, 51. — III, 72.

27) Dialog. De Oratorib. cap. 36. 37. 40. 41.

28) Annal. III, 27.

29) Annal. IV, 32. 33.

30) Histor. II. 37.

31) Süvern, Ueber den Kunstcharakter des Tacitus. S. 124. ff. Annal. III, 18. XVI, 16.

32) Plin. Panegyr. cap. 91.

Betrachtungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unsrer Zeit.

(Eine akademische Gelegenheitsschrift bei Gründung des philologischen Seminariums zu Freiburg im Breisgau, im Jahr 1830.)

Unter den weisen und wohlthätigen Anordnungen, welche durch die Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs im Laufe dieses Jahres zum Wohle unsrer Hochschule getroffen worden sind, nimmt besonders unsre Aufmerksamkeit und unsern Dank in Anspruch die Errichtung einer Anstalt, welche auf unsrer andern Landesuniversität durch die Huld und Weisheit Karl Friedrichs, Höchstseligen Andenkens, gegründet, schon seit einer längern Reihe von Jahren mit erfolgreicher Wirksamkeit besteht, und

welche fast auf keiner deutschen Hochschule fehlt. Auf den Antrag nämlich des akademischen Consistoriums, durch die thätige Unterstützung der hochpreißlichen Curatel und die erleuchtete Vorsorge des hohen Ministeriums ist durch höchste Entschließung ein philologisches Seminarium zur Förderung des Studiums der classischen Literatur und Alterthumskunde, so wie insbesondre zur Bildung künftiger Lehrer dieses wissenschaftlichen Faches, an unsrer Hochschule errichtet worden. Der ernannte Direktor dieser neuen Anstalt, welchem der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden ist, bei dem gegenwärtigen hohen Feste*) die Gefühle und Wünsche der akademischen Lehrkörpers auszusprechen, und dasselbe zugleich nach akademischer Sitte durch ein Zeichen wissenschaftlicher Thätigkeit zu feiern, ergreift diese Gelegenheit, um von der Gründung und Einrichtung dieser Anstalt unsern akademischen Mitbürgern, so wie dem gesammten sich dafür interessirenden Publikum Nachricht zu geben und zugleich auf die Wichtigkeit und den Nutzen solcher Institute aufmerksam zu machen. Er glaubt dieses letztere am zweckmäßigsten thun zu können durch Mittheilung einiger Betrachtungen über die

*) Dem Geburtsfeste S. K. H. des Großherzogs

welche sich dabei kund gab, seinen Geist nieder, und das viele daheim in Friedenszeiten vergossene Blut füllt seine Seele mit Trauer. Dennoch verlangt er von seinen Lesern, sie möchten die so ohne Widerstand zu Grunde gehen nicht hassen: es walte hier göttliche Schickung, es sey der Zorn der Götter der letzte Grund der Verblendung.[31]) Eine solche Stimmung aber ist nicht geeignet thatkräftigen Muth zu geben und zur Verwirklichung von eignen Idealen anzutreiben.

Zu allem diesem und zur vollständigen Auffassung und Beurtheilung von Tacitus praktisch-politischer Wirksamkeit scheint endlich auch noch folgende Betrachtung nicht zu übersehen zu seyn. Tacitus faßt auf und stellt dar die manigfaltigsten und sogar entgegen gesetzten Zustände und Charaktere der Zeit, die er schildert, mit einer stets gleichen Unpartheilichkeit und mit wahrhafter Objectivität. Die Versicherungen, die er selbst darüber in dem Eingange der Annalen und Historien gibt, sind keine leeren Worte, sondern der feste und lautre Ausdruck seiner Individualität, der fast auf jedem Blatte seiner Werke seine Bestätigung findet. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die gehaltene und ruhige Darstellung solcher Charaktere, wie des Tiberius, die sonst so sehr geeignet sind ein

jedes edlere Gemüth und fühlende Herz sofort gegen sich einzunehmen. Solche Individualitäten aber, welche die verschiedensten Bestrebungen und Charaktere verstehen und aufzufassen im Stande sind und in dem Spiegel ihrer Objectivität in treuen Bildern darstellen, sind in der Regel zu kräftigem Handeln in der politischen Sphäre weniger aufgelegt. Das kräftige politische Auftreten fordert mehr oder weniger eine gewisse Einseitigkeit: man muß auf diesem Gebiete gewisse Richtungen, Ansichten und Plane mit ausschließlichem Vorzug, sey es aus Vorliebe oder Berechnung, verfolgen. Individuen andrer Seits, welche diesen Charakter und diese Richtung zeigen, vermögen wohl von ihrem Standpunkte aus ihre eignen Bestrebungen, Thaten und Schicksale in Denkwürdigkeiten zu erzählen, auch von demselben individuellen Standpunkte aus und zu individuellen Zwecken mit mehr oder minder Erfolg Geschichte zu schreiben, aber sie können nicht mit solcher Wahrheit und umfassenden Objectivität wie Tacitus ein ganzes Zeitalter schildern. Würde Tacitus als Senator und Staatsbeamter mehr hervorgetreten seyn, so hätte die Welt seine unsterblichen Werke vielleicht gar nicht erhalten, oder doch nicht in dem Geiste, den wir jetzt in ihnen bewundern;

uns unabweislich darbietet, der wird gewiß den Reiz und Werth des individuell Volksthümlichen in Cultus, Gebräuchen und Sagen, in Kunst und Poesie um so mehr erkennen und festzuhalten suchen; er wird demselben niemals eine todte blos äußerliche Nachahmung des Fremden oder eine flache, gehalt- und gestaltlose Allgemeinheit vorziehen; ihm wird bei noch so großer Verschiedenheit der äußern Erscheinung, dennoch in Bezug auf den innern Lebenskeim die Periode der altdeutschen Kunst sich viel würdiger der Antike anreihen, ja ihr innerlich viel näher verwandt seyn als eine wenn auch noch so große Menge genauer, aber der selbstständigen Kraft und Eigenthümlichkeit beraubter akademischer Nachbildungen, und er wird mit vaterländischem Selbstgefühl und gerechtem Stolz das Lied der Nibelungen neben das homerische Epos stellen. Endlich könnte man auch die ausschließlichen und absoluten Lobpreiser und Vertheidiger vaterländischer und einheimischer Art und Bildung darauf aufmerksam machen, daß in den großen Stämmen und Hauptmassen, in welche das Menschengeschlecht sich theilt, die zu einem Hauptstamme gehörenden Völker gleichsam wie verschiedene Familien eines gemeinschaftlichen Ursprunges, ja wie verschiedene Glieder derselben Familie erschei-

nen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet zeigen sich Griechen und Römer nicht mehr so fremd, noch in so entferntem Abstande von uns. Wie? Wenn nun einmal doch nach allgemeinem Gefühl und allgemeinem Urtheil die Lineamente des griechischen Profils und der griechischen Formen für die gelten, welche die vollkommene Körperbildung unsers caucasischen Stammes am besten darstellen, dürfen wir uns dann schämen, an den dieser äußern Bildung entsprechenden Zügen der geistigen Bildung Wohlgefallen zu haben und darin eine natürliche Regel und Schönheitslinie für unsre eigne geistige Thätigkeit zu erblicken?

Es bleibt uns jetzt noch jener dritte Einwurf gegen die Nothwendigkeit und die Wichtigkeit des Studiums der alten Literatur zu erörtern übrig, welcher sich auf die Vorzüge unsrer eignen Bildung und unsers Zustandes gründet. Die Beleuchtung desselben wird uns zugleich von der abwehrenden Widerlegung zur Aufstellung der positiven Vortheile führen, welche sich für uns aus der genauern Kenntniß und lebendigen Anschauung des classischen Alterthumes ergeben, und zwar sowohl für unsre Bildung im Allgemeinen, als für die Cultur der besondern einzelnen Wissenschaften.

Es ist wahr, unsre neuere Zeit hat vor der griechischen und römischen Zeit als große Vorzüge voraus: eine auf einer reinern geistigen und sittlichen Grundlage beruhende und schon darum wahrhaft göttliche Religion; umfassendere, durch größere Erfahrungen und allgemeinere Auffassungen sicher gestellte politische Ansichten und Systeme; eine große Ueberlegenheit in den mathematischen und Naturwissenschaften, endlich eine viel größere Thätigkeit und ein viel größeres Geschick in Anwendung der Wissenschaft auf technische und industrielle Zwecke. Das sind ohne Zweifel bedeutende Vorzüge, welche sich über große und wichtige Kreise des Lebens erstrecken. Aber, kann man fragen, gibt es nicht noch andre Seiten des Lebens, welche sich gleichfalls geltend zu machen haben, und giebt es nicht innerhalb des Umfanges jener Vorzüge Störungen, Schwächen, Widersprüche zwischen dem theoretischen Wissen und praktischen Seyn, Gefahren und Abwege zu Einseitigkeiten und Uebertreibungen? Man wird diese Fragen bejahen müssen, und bei näherer Betrachtung wird sich zeigen, daß die antike Bildung eine Ergänzung dessen ist, was uns fehlt, und ein Correctiv gegen die Abirrungen, denen wir ausgesetzt sind. Denn, um das Resultat der zunächst folgenden kurzen

Erörterungen kurz zusammen zu fassen, wenn wir dahin gelangen, die Vorzüge unsrer modernen Bildung, welche uns durch unsern germanischen Volkscharacter, durch das Christenthum, durch umfassenderes Wissen und wissenschaftliche Kenntniß der Natur geworden sind, mit den Vorzügen der antiken Bildung zu verbinden und so gleichsam für das mehr innerliche, abstracte und allgemeine Wesen unsrer Art und Weise einen schön gestalteten und kräftigen Leib zu gewinnen: dann nähern wir uns möglichst dem uns als Ziel vorgesetzten Ideale der Bildung. Dieses Resultat ergibt sich, wenn wir die allgemeinen Grundzüge der antiken Bildung nach ihren schönsten Perioden und Erzeugnissen mit denen unsrer eignen Bildung vergleichen: wir werden dann sehen, wie sich diese beiden Hälften zu einem vollständigen Kreise der Vollendung ergänzen, und wie wir gegen die Mängel und Einseitigkeiten unsrer Bildung durch das Beispiel und die vernünftige Nachahmung der Alten die sichersten Mittel finden.

Bringen wir nämlich die Summe von Anschauungen, welche uns die schönsten Zeiten des Lebens und der Bildung der Alten, besonders der Griechen, gewähren, auf allgemeinere Begriffe, so können wir die vielen einzelnen Treff-

lichkeiten, welche uns auf diesem Gebiete sich darbieten, auf folgende vier wesentliche Hauptvorzüge zurückführen, welche wir gerade in dem Charakter und den Erzeugnissen unsrer jetzigen Bildung am häufigsten vermissen; sie sind: Harmonie; Form; Einfachheit und Energie. Fassen wir einen jeden dieser Vorzüge etwas näher ins Auge.

Die Gesundheit wie des Leibes, so auch der Seele beruht vorzugsweise auf einem gewissen Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte und Organe, welche den Kreis des körperlichen oder geistigen Organismus ausmachen. Ist dieses Gleichgewicht aufgehoben, so mag allerdings ein einzelnes Organ, ein einzelnes System von Organen, ein Glied oft einen ungewöhnlich hohen Grad von Reizbarkeit und Thätigkeit entwickeln und dadurch ungewöhnliche Erscheinungen zeigen; allein es geschieht dies nur mit Aufhebung der Harmonie des Ganzen und ist ein mehr oder weniger krankhafter Zustand. In der Sphäre des Geistigen zeigt sich diese Gesundheit in der Harmonie zunächst zwischen Einbildungskraft und Verstand, dann aber auch in der Vermittlung noch anderer allgemeiner Gegensätze, welche die Richtungen des menschlichen Lebens bestimmen, als: Denken und Handeln, Uebersinnliches und

Sinnliches. Wenn eine einzelne dieser Richtungen einseitig verfolgt und entwickelt wird, dann entstehen Störungen, dann wird jene Mitte zwischen den beiden Extremen verlassen, in welcher Aristoteles die Erscheinung der moralischen Vollkommenheit sieht, in der aber zugleich das rechte Maaß für die Erscheinung aller menschlichen Vollkommenheit gegeben ist. Die ausschließlich oder über das rechte Maaß vorherrschende Thätigkeit des Verstandes, des blos theoretischen Denkens, die einseitige Richtung auf das Uebersinnliche führt zu inhaltsleeren und todten Begriffen, zu unfruchtbarer Speculation, zu dem schrankenlosen und formlosen Wirken unbestimmter Gedanken und Gefühle. Im entgegengesetzten Falle führt ohne das Gegengewicht der entgegenstehenden Kräfte Phantasie zur Schwärmerei, blos äußerliche Thätigkeit und Richtung auf das Sinnliche zu niedriger Gemeinheit oder thierischer Wildheit. In dem classischen Alterthume und vorzugsweise bei den Griechen finden wir nun eine höchst glückliche Vermittlung dieser Gegensätze und zwar sowohl in dem Leben überhaupt, als besonders in den einzelnen Meisterwerken ihrer Kunst und Literatur. Neben den phantasievollen Gebilden der Kunst und Poesie sehen wir hier zugleich eine große Kraft der Verstandes-

thätigkeit und eine freie Liebe zu derselben in dem Eifer und dem ausgezeichneten Erfolg, mit welchem sie die philosophischen und mathematischen Wissenschaften behandelten; neben der grossen Reihe von originellen Denkern, in denen das Menschengeschlecht zuerst zum philosophischen und logischen Bewußtseyn erwachte, welche Menge von Helden und Staatsmännern? Neben einer dem Sinnlichen so sehr zugewendeten Religion und einem entsprechenden Cultus, welche Fülle erhabener Gedanken, sittlicher Ansichten und Gefühle in den Werken ihrer Sänger und Weisen? Jene oben zuerst angedeutete Harmonie zwischen Anschauung und Begriff, Phantasie und logischem Vermögen des hellenischen Genius zeigt sich aber nirgends umfassender und bewunderungswürdiger als in seiner ersten, unmittelbarsten Aeußerung: in der Sprache. Es kann hier der Ort nicht seyn, diese Bemerkung weiter durchzuführen; allein man darf sagen, wenn jedes Andenken an griechische Bildung verschwunden wäre und es führte irgend ein Zufall nur wenige Blätter einer griechischen Sprachlehre einem forschenden Kenner der menschlichen Denk- und Sprachformen zu, so müßte ihm sogar aus diesen Bruchstücken diese glückliche Stimmung und Eigenthüm-

lichkeit des griechischen Geistes überraschend ent-
gegen treten.

An diesen Vorzug des harmonischen Gleich-
gewichtes schließt sich zunächst der andre Vorzug,
welchen wir als Form bezeichnet haben. Bei
allem was ist und erscheint, offenbart sich das
Wesen durch die Form. Je vollkommner das
Wesen ist, je vollständiger es den Begriff seiner
selbst enthält, desto inniger ist die Verbindung
zwischen Inhalt und Form, desto bestimmter ist
die letztere, desto vollständiger stellt die Erschei-
nung das Wesen dar. Dieses allgemeine Gesetz
gilt auch für menschliche Individualitäten und
für die verschiedenen menschlichen Thätigkeiten.
Allein gleichwie jene Harmonie der verschiedenen
Kräfte, jene lautere Gesundheit des geistigen Le-
bens nicht allen Völkern und Individuen beschie-
den ist, so kommt auch das innere Wesen mensch-
licher Individualität nicht immer zu seiner rei-
fen und vollen Erscheinung, theils gehindert
durch äußere Hemmungen, theils durch innere
Mangelhaftigkeit und Mißverhältnisse. Bei den
Alten dagegen finden wir das Innere ihres Seyns
überall zu einer kräftigen Erscheinung und fest
ausgeprägten Form gelangt; wir finden den
Umfang ihrer Gedanken, Anschauungen und Ge-
fühle in dem schön und scharf begrenzten Aus-

druck ihrer Rede, in dem regsamen und bewegten Treiben ihres öffentlichen Lebens, in den Werken ihrer Kunst klar, groß und ganz in die äußere Welt der Erscheinung getreten, und in keiner der Hauptrichtungen und Aeußerungen des Lebens finden wir in das Innere zurückgedrängte formlose Begriffe oder unbestimmte Gefühle. Das religiöse Gefühl bildete sich die schöne Pracht und Heiterkeit der Feste, einen sinnlich schönen Cultus, und sinnlich wahrnehmbare Ideale göttlicher Wesen; das Interesse am Gemeinwesen blieb nicht stumm in der Brust verschlossen, es ließ von der Kraft lebendiger Worte das Forum ertönen: und mag die Sprache dem Sänger dienen, der die Götter preist, oder dem Redner, der zu freien Bürgern spricht; dem Geschichtsschreiber, der menschliche Thaten, Schicksale und Leidenschaften darstellt, oder dem Philosophen, der uns die Welt der Ideen aufschließt, immer giebt sie für den Gedanken die sicherste, klarste und ausdruckvollste Bezeichnung, so daß weder der Inhalt aus Ueberfülle die Form trübt und zerdrückt, noch auch die Form in leerer Ausdehnung von dem Inhalt nicht erfüllt wird. Das ist dieselbe bildende und formende Kraft, welche in der Sprache der Alten zur Darstellung der verschiedenen räumlichen, zeitlichen und andern

Verhältnisse der Dinge und Vorstellungen jene volltönenden und bestimmten Beugungssylben, jene verschlungenen und doch klaren Perioden fand, welche die leichtbeschwingten, so mannigfaltigen und doch in so sicherm und festen Takte sich bewegenden Rhythmen schuf; sie ist es, die den Marmor in schönen und festen Massen zu Tempeln zusammenfügte oder zu seelenvollen und lebenskräftigen Bildern gestaltete; die endlich sogar dem einfachsten Gefäße die Spuren ihres Wirkens aufdrückte. Diese Regelmäßigkeit und Bestimmtheit der Form ist nicht jene blos negative und mechanische Correctheit, die auch eine geistlose und sklavische Nachahmung erreichen kann; sie ist vielmehr die nothwendige organische Entwicklung und äußere Darstellung des innern Wesens: ähnlicher Weise wie die Kraft, die der organische Keim in sich birgt, ihm gerade diese und keine andre Form giebt, oder wie die Weltkörper nach den ihnen inwohnenden Gesetzen in regelmäßiger Bewegung dahinrollen.

Das harmonische Maaß und dieser Vorzug der Form in der Bildung der Alten ist mit großer Einfachheit und Einheit verbunden. Diese Einfachheit zeigt sich nicht nur in den Bedürfnissen, Genüssen, in dem Privatleben und den gesellschaftlichen Formen der frühern und schön-

sten Zeiten Griechenlands und Roms, sondern sie macht zugleich eines der wesentlichsten charakteristischen Merkmale der alten classischen Kunst und Literatur aus. In der Kunst zeigt sich diese Eigenschaft in den einfachen Mitteln, womit man die schönsten und inhaltsreichsten Wirkungen hervorbrachte, obgleich dadurch für die Kunst da, wo sie als Dienerin der Religion auftrat, die festliche Pracht nicht ausgeschlossen wurde. Sie zeigt sich ferner in den wenn auch noch so mannigfaltigen, doch den Grundtypen nach, festbestimmten Idealen der darzustellenden Götter und Heroen. Nachdem einmal diese Ideale, hervorgerufen durch die Volksreligion und die Phantasie der Dichter, durch die Hand der Künstler sichtbar geworden waren, finden wir kein verworrenes unbestimmtes Allerlei in dem Gebiete der Kunst, nicht jene vielerlei, oft ganz entgegengesetzte Richtungen, bewirkt durch unsicheres Hin- und Herschwanken, durch launige Willkühr oder eitle Sucht nach Neuheit; sondern der gesunde griechische Sinn hielt vielmehr diese ersten Grundformen fest, und suchte nicht der Art, wohl aber dem Grade nach immer neues und schöneres. Dieselbe Stetigkeit und Einfachheit des ästhetischen Geschmackes sowohl im Hervorbringen, als Beurtheilen finden wir in der Poesie.

Jede Gattung behauptete die von ihrem Entstehen oder ihrer ersten Ausbildung an nicht durch Nachahmung, sondern durch den glücklichen Fund des Genius erhaltene wesentliche Form und Gestalt, und bei all der großen Fülle productionsreicher Dichter kam es in der schönsten Blüthezeit der griechischen Muse keinem in den Sinn, den glücklich gefundenen und passenden Ton aus Willkühr oder Eitelkeit mit irgend einem andern neuen, aber unpassenden zu vertauschen. Um eine Gattung als Beispiel anzuführen, so erinnern wir an die attische Tragödie, deren künstlerische Ausbildung und Vollendung doch in eine Zeit fällt, wo die in Wissenschaft und im Leben weit vorgerückte Bildung leicht zum Versuche neuer Weisen und Formen reizen konnte. Allein so verschieden auch der Geist der verschiedenen ausgezeichneten Tragiker war und so sehr auch die auf dieser Mannigfaltigkeit sowohl, als auf dem fortschreitenden Gang der Entwicklung beruhende Verschiedenheit ihrer Erzeugnisse hervortritt, so finden wir dennoch in der Wahl der Gegenstände, in der Anlage der Haupttheile, in den metrischen Formen und in der Sprache eine einfache Grundlage und übereinstimmende Einheit, ganz anders als etwa in unserer dramatischen Literatur, wo die Gegenstände und Perso-

nen aus der ganzen bunten Masse aller wilden und gebildeten Völker zusammengelesen, alle Formen und Stylarten in Prosa und Versen versucht werden, so daß die bessern Talente jedesmal genöthigt oder versucht sind, selbst erst sich eine neue Grundlage zu schaffen, statt sich frei und mit unerschöpfter Kraft auf dem Boden nationeller und allgemein anerkannter Uebereinstimmung zu bewegen: während zugleich die schwächern Talente durch diesen Mangel, einer kräftigen Stütze und einer wohlthätigen Einschränkung entbehrend, ein Spiel des Zufalls, der blinden Willkühr und kleinlicher Eitelkeit werden. Jene Einfachheit und Einheit der Ansichten und des Geschmackes in den wesentlichen Grundlagen, zeigt sich aber nicht blos in den einzelnen Gattungen der Kunst und Literatur, sondern zugleich auch in dem Verhältniß der gesammten Kunst und Literatur zum Leben. War ja doch ihre ganze höhere Bildung nichts anderes als die Blüthe, wozu das Volk selbst den Stamm und die Heimath, den nährenden Boden, bildete. Bei ihnen sprach sich also niemals die Wissenschaft, wenn sie einen Gegenstand allgemeiner Belehrung und von einem allgemeinen Interesse behandelte, noch weniger aber die Kunst so aus, daß sie von ganz fremden, in dem Bewußtseyn der allgemeinen Bildung nicht vorhandenen Anschauungen und Begriffen aus-

ging, und eine nur wenigen verständliche Darstellungsweise wählte. Auf diese Weise waren die Schöpfungen ihrer Kunst, der Poesie, der Geschichte und Beredtsamkeit, die Ansichten und Lehren politischer Weisheit nicht auf die Kenntniß und den Genuß eines kleinen Kreises eingeschränkt, sondern ein Gemeingut theils des ganzen Volkes, theils aller Gebildeten. Auch in denjenigen Gattungen der Literatur, welche wie die Philosophie, ihrem Inhalte nach, ein stärkeres Vermögen der Auffassung und ein größeres Interesse für geistige Thätigkeit fordern, entfernte sich dennoch die Form und Darstellung nicht so weit von der allen Gebildeten gemeinsamen und zugänglichen Sprache und Darstellungsweise, als wir dieses bei den Erzeugnissen unsrer deutschen Philosophie so oft sehen.

Als die vierte charakteristische Eigenschaft des classischen Alterthumes bezeichneten wir oben die E n e r g i e: wir meinen damit jene starke Kraft, jene große innere und äußere Thätigkeit, jene Festigkeit verbunden mit lebhafter Regsamkeit, welche uns in dem griechischen und römischen Leben überhaupt so sehr anspricht und welche zugleich der besondere Vorzug einzelner ausgezeichneter Charaktere jener Zeiten ist. Diese Energie äußerte sich in dem öffentlichen Leben

als persönliches Selbstgefühl und Liebe zur Freiheit, und ward so bei beiden Völkern der Grund und die Stütze des Republicanismus; in den übrigen Lebenskreisen und Richtungen gestaltete sie sich bei jedem derselben anders. Bei den Römern nach der ihnen gewordenen Individualität richtete sie sich auf Politik, Krieg, Rechtswesen; sie äußerte sich in der Idee der Weltherrschaft und römischen Größe, in jener altrömischen, oft bis zur Härte gehenden Virtus, in der Strenge der Kriegszucht, in der unermüdlichen Ausdauer und Thätigkeit der Heere, in der Festigkeit des Senates, der nach keiner auch noch so großen Niederlage an der Rettung des Staates verzweifelte und nie mit einem siegreichen Feinde Frieden schloß. Wie wir in der frühern römischen Zeit diese Energie in Wollen und Handeln finden, so zeigte sie sich in der spätern Zeit, als wissenschaftliche Bildung nach Rom gekommen war, nicht minder in der Sphäre geistiger und literärischer Thätigkeit. So geschah es, daß eine so große Anzahl von römischen Staatsmännern und Helden mitten in den Geschäften des Senates und des Forums, bei täglicher Anstrengung als Rathgeber und Sachwalter in Rechtsstreiten, wie Cicero, oder mitten im Lärm der Waffen, wie Cäsar, noch Zeit für wissen=

schaftliche Beschäftigung fanden, und daß sie in dem Otium ihrer Villen zur Erholung die umfassendsten wissenschaftlichen Studien machten und die gediegendsten literarischen Werke lieferten. Nach dem Verfall der Sitten und dem Untergang der Freiheit zeigte sich dieselbe römische Kraft und Größe in unseliger Verirrung in der ungeheuren Schrankenlosigkeit der Schwelgerei, der Verbrechen und des Despotismus. Aber auch in diesen unglücklichen Zeiten fehlte es nicht an einzelnen Männern, die mit unbeugsamer Festigkeit mitten in der alles überfluthenden Schlechtigkeit aufrecht standen und jene altrömische Charakterstärke durch die Grundsätze stoischer Weisheit läuterten und befestigten. Bei den Griechen erscheint diese Energie des Lebens nicht so extensiv als bei den Römern, zugleich aber auch allseitiger und den ganzen Kreis der menschlichen Kräfte und Thätigkeit durchdringend. Von dieser Energie des hellenischen Charakters zeigt zunächst schon der Umstand, daß diese an Menschenzahl und Umfang des Landes verhältnißmäßig kleinen griechischen Republiken, ohne je die Grenzen ihrer unmittelbaren politischen Herrschaft über einen bedeutenden Theil der Welt ausgedehnt zu haben, dennoch in dem großen Drama der Weltgeschichte eine so große und

wichtige Rolle spielen. Sie zeigt sich ferner in der großen Mannigfaltigkeit der verschiedenen einzelnen Stämme und Staaten, von denen ein jeder selbstständig und kräftig seine individuelle Bildung, Verfassung, Kunst und Sprache ausbildete und so lange behauptete, ohne durch Nachahmung oder Einfluß von aussen zu einer charakterlosen Einerleiheit zusammen zu fließen. Dieser Vorzug wurde freilich zugleich die Quelle jenes Mangels an politischer Einheit, der allein einem so getheilten Volke die Selbstständigkeit nach aussen sichern kann, und der Grund unseliger Spaltungen und innerer Kriege. Die Allseitigkeit aber dieser Energie des griechischen Lebens zeigt sich in der großen Anzahl der über alle Theile der alten Welt verbreiteten Pflanzstädte, in den so unendlich zahlreichen und originellen Werken der griechischen Kunst, in den so mannigfaltigen Formen und Gattungen der Poesie, in der so großen Fülle und schöpferischen Zeugungskraft der Dichter und Künstler, in dem Reichthum wissenschaftlicher Forschungen, in der Menge origineller philosophischer Anschauungen und Systeme, in der langen Reihe von Gesetzgebern, Helden, Staatsmännern und Weisen, welche dieser an Umfang so kleine und an innerer Kraft so reiche classische Boden auftreten

sah. In jeder Sphäre dieser verschiedenen Lebensthatigkeiten müssen wir über die Stärke und Fülle der entwickelten geistigen Kraft erstaunen, die sich dort als äußere Regsamkeit und Beweglichkeit äußert, da im Dichten und Bilden, hier im sittlichen Wollen und Handeln, und wahrhaft in diesem zuletzt genannten Verhältnisse nicht am wenigsten Bewunderung verdient. Oder können wir jenen Weisen und Staatsmännern unsere Bewunderung versagen, die lediglich durch vernünftige Ueberzeugung oder durch Vaterlandsliebe und andre sittliche Motive geleitet, mit der strengsten Treue und wahrhaft männlichem Muthe Leben und Tod nach den einmal gefaßten Grundsätzen einrichteten? Um nur an einen großen Namen zu erinnern, wer vermag ohne Rührung und Erhebung sich Demosthenes Leben und Wirken zu vergegenwärtigen, der ohne andre Mittel als den Ernst seiner Gesinnung und die Macht seiner Worte in einer langen Reihe von Jahren mit unerschöpflicher Kraft, mit unermüdeter Wachsamkeit, mit aufopfernder Austrengung seine Mitbürger über die wahren Interessen des Vaterlandes belehrte, ihren Leichtsinn und Wankelmuth strafte, das Bild besserer Zeiten stets in ihnen erneuerte und mit starker Hand das Steuerruder des Staates in den gefährlichsten Zeiten kühn

und mit unwandelbarer Ausdauer lenkte? Unsere Bewunderung muß noch steigen, wenn wir dabei uns an die politischen Verhältnisse jener alten Republiken erinnern, in denen nicht wie bei dem geordneten Mechanismus unserer Staatsverwaltung und Politik die wichtigsten Maßregeln in der sichern Ruhe der Cabinete entschieden werden können und wo auch den weniger glücklichen Staatsmännern oft noch die Gnade der Fürsten, und eine durch Ehre und Reichthum gesicherte Zukunft bleiben kann. In jenen alten Staaten war es die Aufgabe der Staatsmänner, eine bewegliche, unbeständige, oft verblendete, immer furchtbare Volksversammlung, durch die bloße Kraft persönlicher Talente, durch Festigkeit des Willens, durch die überzeugende Gewalt der Beredtsamkeit zu überwältigen, aufzuregen oder zu besänftigen, zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen.

Ohne den Beruf oder die Anmassung zu haben, unsre Zeit und unsre jetzigen Verhältnisse beurtheilen und richten zu wollen, braucht man nur einen Blick auf die Erscheinungen unserer Bildung und unsers Lebens zu werfen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die bisher angedeuteten vier Cardinalvorzüge des classischen Alterthumes sich hier nicht in diesem Grade finden

Statt jener Harmonie zwischen leiblicher und geistiger Ausbildung, und zwischen den verschiedenen Theilen der geistigen Bildung, sehen wir in der jetzigen Welt nur zu oft Einseitigkeit und Disharmonie; statt jener Form und Einfachheit der Bildung sehen wir, und vornämlich bei uns Deutschen, Mangel an rechter Form in Kunst und Literatur, durch einander laufende, widersprechende, unsichre Richtungen, und Trennung der Wissenschaft vom Leben; statt jener Energie endlich sehr oft unbestimmte Schwäche, Charakterlosigkeit und Scheu vor ernster Anstrengung. Wie kann aber die Betrachtung der griechischen und römischen Vorwelt zur Verbesserung dieser Mängel unsrer Bildung dienen? Ein Theil der Ursachen, welche diesen Mängeln zu Grunde liegen, steht nicht in unserer Macht: wir können uns nicht eine andre Organisation, einen andern Himmelsstrich, eine andere Geschichte geben; ein andrer Theil dieser Ursachen ist mit den Bedingungen unsers jetzigen bessern gesellschaftlichen Zustandes und unserer Vorzüge so innig verbunden, daß wir, wenn wir auch könnten, diese Mängel gewiß nicht mit manchen der entgegenstehenden glänzenderen, aber gefährlicheren Vorzügen des Alterthumes vertauschen wollten. Eine blos äußerliche Nachahmung der Formen der antiken

Bildung und des antiken Lebens würde uns eben so wenig frommen; an eine widernatürliche und gewaltsame Zurückführung der Einrichtungen und des Lebens der alten Zeit wird kein Vernünftiger denken, am wenigsten derjenige, welcher nicht nach oberflächlichen Anregungen, sondern mit dem Ernste gründlicher Studien das griechische und römische Alterthum betrachtet. So bleibt uns also nichts übrig als durch das Studium der Geschichte, der Kunst und Literatur jener großen Vorwelt uns eine lebendige Anschauung derselben zu verschaffen und die Vorzüge der antiken Bildung und des antiken Lebens nach den Bedingungen unserer Individualität, unserer Verhältnisse, unseres Zustandes uns anzueignen. Denn es sind dieses Vorzüge, welche nicht darum für uns Werth haben, weil wir sie bei Griechen und Römern finden, sondern weil sie überhaupt die allgemeinen Regeln einer tüchtigen und schönen menschlichen Bildung enthalten. Der denkende Geist würde sie als solche schon durch die bloße Betrachtung und Entwicklung des menschlichen Wesens finden; allein durch die erhaltenen Denkmale jener alten Völker hat uns die Vorsehung den unschätzbaren Gewinn gegönnt, diese geistigen Vorzüge einer schön gereiften und frei entwickelten menschlichen Natur in klaren

festen Umrissen und anschaulichen Formen zu se-
hen, ohne störende und verhüllende Beiwerke,
gleich den Werken der alten Kunst, welche uns
die menschliche Wohlgestalt ohne Hülle oder in
einfacher und geschmackvoller Bekleidung zeigen.

Aus dem bisher Gesagten wird wohl der Schluß
gezogen werden können, daß ein jedes wirksame
und recht geleitete Mittel, die Anschauung und
Kenntniß des classischen Alterthumes zu beleben
und zu vermehren, ein Gewinn für unsere all-
gemeine höhere geistige Bildung ist. Darin liegt
zugleich die Rechtfertigung und Empfehlung sol-
cher Institute, wie die an unserer Hochschule neu
gegründete philologische Pflanzschule ist. In sol-
chen Anstalten wird das heilige Feuer bewahrt
und erhalten, welches die Quelle des Lichtes für
einen so großen Theil der europäischen Bildung
bildet; hier wird denjenigen, welche diese Stu-
dien zum Berufe ihres Lebens machen, sichere
Anleitung und belebende Anregung gegeben, aber
nicht minder auch allen andern, die sich den üb-
rigen Zweigen der Wissenschaft und Gelehrsam-
keit widmen und die dabei Talent, Eifer und
Muße haben, sich dieses wichtigen Hilfsmittel
wissenschaftlicher und gelehrter Bildung mehr als
nur in den ersten propädeutischen Elementen an-
zueignen, und die dadurch zugleich für ein wis-

senschaftliches und gründliches Studium ihres speciellen Faches in einem höhern Grade sich zu befähigen streben.

Denn so ist es allerdings: ausser dem Gewinn für allgemeine höhere Bildung gewähren diese Studien der classischen Literatur zugleich für die fortschreitende Cultur und den Unterricht der übrigen Facultätswissenschaften ein theils wesentliches und unentbehrliches Hülfsmittel, theils eine höchst schätzbare Zugabe und einen echten Schmuck. Auch darüber sey es uns gegönnt, hier eine kurze Andeutung der wesentlichsten Punkte zu geben.

Wir machen zuerst auf das gemeinschaftliche Interesse aufmerksam, welches diese Studien für die Disciplinen der Theologie, Jurisprudenz und Medizin haben. Hier bietet sich zunächst die Bemerkung dar, daß die Anfänge und ein bedeutender Theil der Entwicklung jener Wissenschaften der griechischen und römischen Literatur angehören. Der Rückblick aber auf die Geschichte einer jeden Wissenschaft, deutliche Anschauung und genauere Kenntniß ihrer geschichtlichen Entwicklung ist für die objective Cultur und Förderung der Wissenschaft selbst, so wie für die subjective Ausbildung dessen, der sich mit der Wissenschaft beschäftigt, von entschiedener Bedeutung,

indem durch dieses Mittel so manche Einseitigkeit, Abirrung, Ueberschätzung des durch Neuheit Blendenden verhütet, und eine Menge von Anschauungen und Ideen geweckt werden. Nun ist aber ferner ein solches Studium hier wie in der politischen Geschichte erst dann recht fruchtbar und anziehend, wenn es in seinem ganzen Umfange, oder von dem, für welchen diese Aufgabe zu groß ist, wenigstens doch in einzelnen Haupttheilen, auf eigner Anschauung und Kenntniß der Quellen beruht. Gerade dazu führt und befähigt die Beschäftigung mit der classischen Literatur. Der andre hier anzuführende Vortheil, welchen die Studirenden der genannten Fächer aus dem fortgesetzten Studium dieser Literatur und somit aus der Theilnahme an den für die Pflege desselben gegründeten akademischen Anstalten ziehen können, ist die Uebung und Fertigkeit in der lateinischen Sprache, dem allgemeinen Organ der gelehrten Mittheilung. Ist gleich jetzt die Allgemeinheit dieses Organes nicht mehr so ausschließlich, wie in frühern Jahrhunderten, so findet dasselbe doch immer noch statt und seine Fortdauer ist eben so gewiß, als in vielfacher Hinsicht wünschenswerth; auch wird ja Bekanntschaft und Fertigkeit darin bis zu einem gewissen Grade allenthalben bei den von dem Staate

angeordneten Prüfungen über die Befähigung in den Fächern der Theologie, Jurisprudenz und Medicin gefordert. In unserm philologischen Seminarium wird nun, obgleich diese Ankündigung seines Daseyns aus Gründen in deutscher Sprache abgefaßt ist, der Lehrvortrag und jede mündliche und schriftliche Uebung, wie sich von selbst versteht, durch das Organ der lateinischen Sprache geschehen. Gerade durch diesen lebendigen, mündlichen Verkehr wird aber offenbar auf eine viel wirksamere und leichtere Weise jene Fertigkeit im lateinischen Ausdruck erlangt, als durch die an sich sehr löbliche, aber doch zuweilen nicht in dem rechten Maße angewendete Bemühung unsrer jetzigen gelehrten Schulen, den Sprachunterricht mehr auf wissenschaftlich geformte Regeln, als auf Uebung und Nachahmung zu gründen.

Wenn wir zur Betrachtung der besondern Vortheile übergehen, welche für die höhere wissenschaftliche Cultur und die akademischen Studien der einzelnen Facultätswissenschaften aus einer genauern und tiefer eindringenden Kenntniß der griechischen und römischen Sprache und Literatur hervorgehen, so bietet sich zunächst ein bedeutender Unterschied dar zwischen denjenigen Wissenschaften, welche auf der Kenntniß der Natur beruhen und denjenigen, welche vorzugsweise

auf geschichtlichem Boden wurzeln. Für die ersteren wird die classische Literatur nicht die wesentliche und wichtige Bedeutung haben, als für die letzteren. Für jene ist die Sprache der Natur und die treue Auslegung derselben durch richtige Beobachtung der erste Gegenstand des Studiums, und sie sind zugleich in der neuern Zeit mit so entschieden größerm Erfolg bearbeitet worden, daß dasjenige, was das Alterthum in diesem Gebiete aufzuweisen hat, den Meisten mehr als historisch interessant, denn als einem praktischen Bedürfniß entsprechend erscheinen wird. Dagegen von denjenigen Fächern, welche wie Theologie und Jurisprudenz auf Philosophie und Geschichte zugleich, ja auf letzterer vorzugsweise, gegründet sind, ist es unbezweifelt, daß ihre wissenschaftliche Bearbeitung und der wissenschaftliche Unterricht in derselben auf das Innigste mit der Kenntniß der beiden alten Völker, ihres Lebens, ihrer Sprache und Literatur zusammenhängen. Es bedarf dieser Satz keiner weitern Auseinandersetzung: wer, auch ohne genauere Kenntniß des Gegenstandes, nur einen Blick auf die Geschichte dieser Wissenschaften wirft, dem drängt sich sogleich die Erscheinung auf, daß in denjenigen Perioden, und durch diejenigen Gelehrten, welche zu der Erklärung unserer heiligen

Urkunden die lebendigste Anschauung des Alterthumes, die genauste und umfassendste Kenntniß der alten Literatur und Sprache mitbrachten, in demselben Grade am meisten die theologische Wissenschaft gefördert wurde; und eben so daß das römische Recht von denjenigen wissenschaftlichen Bearbeitern am wahrsten aufgefaßt, am besten dargestellt und am fruchtbarsten behandelt wurde, welche mit diesem Studium am meisten Kenntniß des römischen Lebens, der römischen Sprache und Literatur verbanden. Wir erlauben uns deßwegen, ohne in eine ausführlichere Darstellung über diesen Gegenstand einzugehen, nur noch folgende Bemerkungen.

Allerdings beruht die Erfassung des echten christlichen Sinnes und die Wirksamkeit der christlichen Lehre auf etwas Höherem und Heiligerem als die wissenschaftliche Bildung für sich allein geben kann; auch hat der geistliche Stand, in der höhern Würde und Weihe, welche unsere katholische Kirche ihm beilegt, ein von dem Maße subjectiver Kenntnisse unabhängigeres und, wenn recht angewendet, gewiß höchst wohlthätiges Hilfsmittel einer segensreichen Wirksamkeit. Allein dabei ist zugleich die Ansicht wohl fest zu halten, daß ernst und gründlich betriebener wissenschaftlicher Unterricht jenen höhern sittlichen und reli-

giösen Gefühlen nicht feindlich entgegengesetzt, sondern nur dem Wege, nicht dem Ziele nach verschieden ist; daß sie sich wechselseitig einander beleben, erhöhen und befestigen. Ferner: je mehr wir nach der oben angedeuteten Einrichtung unserer Kirche der Gefahr ausgesetzt sind, aus Mißverständniß, Irrthum oder träger Saumseligkeit die Nothwendigkeit und den Werth theologischer Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu übersehen oder zu gering anzuschlagen, desto eifriger müssen wir darauf bedacht seyn, dieses wissenschaftliche Element lebendig und wirksam zu erhalten. Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieses Elementes zeigt aber, außer der Natur der Sache, schon ein Blick auf die Geschichte der Kirche. Nachdem das Christenthum nach dem Willen der Vorsehung und durch ein Wunder der göttlichen Allmacht zu seinen ersten Verkündigern und Werkzeugen Männer hatte, die ganz einfach, nicht mit gelehrter und wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, aber gottbegeistert und mit hoher sittlicher Kraft begabt waren, so wurde dann das durch Wunder und Begeisterung gegründete Werk von den großen Lehrern der Kirche durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit befestiget und ausgebildet. Von dieser Zeit an hat unsere Kirche niemals den wissenschaftlichen und gelehrten Un-

terricht des Clerus unbeachtet gelassen, wenn gleich in frühern Jahrhunderten nach dem allgemeinen Stande der Bildung und Gelehrsamkeit nur sehr schwache und geringe Leistungen gefordert wurden. Anders ist es jetzt, und namentlich an den katholischen theologischen Facultäten unserer deutschen Universitäten. Hier ist der wissenschaftliche Unterricht der Ausbildung der theologischen Gelehrsamkeit gefolgt, und alle Zweige der letzteren sind nach und nach in den ersteren aufgenommen worden. Es kann also jetzt unter uns für denjenigen, welcher sich dem geistlichen Stande widmen will, kein Zweifel und keine Ungewißheit der Wahl über die Art seiner theologischen Studien seyn. Wenn jedoch diese Fächer der wissenschaftlichen und gelehrten Theologie nicht bloß dem Namen nach und nur als eine müßige, wirkungslose Zugabe vorhanden seyn sollen, so ist es durchaus nothwendig, daß die Zuhörer, oder doch wenigstens der größere Theil derselben, die gehörigen Vorkenntnisse der beiden alten Sprachen besitzen, daß sie diese Kenntnisse während der akademischen Laufbahn erhalten und weiter ausbilden, und sich mit der griechischen und römischen Literatur näher bekannt machen. Nur so werden diese Fächer dem jungen Theologen zugänglich und verständlich;

nur so für seine Bildung und für sein Leben von fruchtbringender Bedeutung: im entgegengesetzten Falle wird er aus dem Reichthume und Umfange derselben sich höchstens einige fragmentarische Notizen einprägen, die kein Interesse für ihn haben, weil sie der nöthigen Anschaulichkeit entbehren, und er wird den ersten Zeitpunkt ergreifen, welcher ihm erlaubt, sein Gedächtniß von dieser für ihn nutzlosen Last sicher befreien zu können. Auf diese Weise können natürlich diese gelehrten Fächer keinen Nutzen bringen, ohne welche doch das Lehrgebäude der positiven Theologie, wenn auch nach der äußern Form eines wissenschaftlichen Systemes aufgebaut, dennoch dem innern wissenschaftlichen Gehalte nach aller festen Grundlagen und des sichern Bodens entbehrt. Durch dieses mangelhafte Betreiben jener Fächer wird überdieß noch der Uebelstand erzeugt, daß auch im besten Falle nur einzelne, ganz wenige Theologen mit besonderer Kraft begabt oder durch unwiderstehliche Neigung getrieben sich mit jenen Fächern beschäftigen und darin etwas leisten. Allein dadurch wird zwar das Auslöschen des Lichtes der Gelehrsamkeit verhütet: allerdings ein bedeutender unschätzbarer Gewinn; allein dieses genügt nicht für die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung des Clerus.

Denn mit dem wissenschaftlichen Wohlstande verhält es sich, wie mit dem finanziellen: eine große Anzahl Bemittelter gilt mehr als ein Reicher oder einige Reiche mitten in allgemeiner Armuth. Was aber die eine Hälfte der alten Literatur betrifft, die römische, so haben unsere katholischen Theologen noch eine besondere Veranlassung, sich mit derselben zu beschäftigen. Die lateinische Sprache ist in unserer katholischen Kirche als Sprache des geistlichen Rechtes, des höhern geistlichen Geschäftsstils, und des Cultus allgemeines Organ des kirchlichen Verkehrs, und sie ist dadurch, so wie durch den ununterbrochenen historischen Zusammenhang mit der altrömischen Zeit, in diesem Kreise wie eine lebende Sprache anzusehen. Wenn sie nun gleich als solche ihre eigenen Wörter und Ausdrucksweisen mit Recht ansprechen und geltend machen kann, so werden dennoch diejenigen, die sich ihrer mit Fertigkeit aber auch zugleich mit Richtigkeit und Geschmack bedienen wollen, immer auf das Studium und die Nachahmung der alten Muster gewiesen. Eine solche mit Richtigkeit und Geschmack verbundene Fertigkeit ist für unsere Theologen in manchen Fällen Bedürfniß, immer aber eine Art von Ehrensache. Wer also von den Studirenden, die sich diesem Fache widmen, auch keine Rei-

gung zu tiefer gehenden Studien fühlt, sondern nur ein gewisses Gefühl seiner künftigen Standesehre hat, wird an diesen Studien doch wenigstens in soweit Theil nehmen wollen, um sich in dieser Sprache, deren er bei den heiligen Handlungen seines künftigen Berufes fast täglich sich bedienen muß, gehörig ausdrücken zu können, und er wird dabei nach dem Vorbilde so mancher ältern Ordensleute, Priester, ja selbst Fürsten der Kirche, welche in diesem Zweige der Literatur einen historischen Namen gewonnen haben, eher die geschmackvolle Einfachheit und Schönheit antiker Classicität als die Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit moderner Barbarei sich zum Muster wählen wollen.

Wir glauben daher, daß für unsere theologischen akademischen Mitbürger, vornämlich für diejenigen, welche bisher schon mit so löblichem Eifer die philologischen Studien mit ihren theologischen verbunden haben, die neu errichtete Anstalt von einem nicht unbedeutenden Interesse ist. Wenn wir sie auf die Benutzung derselben aufmerksam machen, so sind wir weit entfernt, eine solche Benutzung derselben zu verlangen, welche der Ausbildung in den übrigen Theilen der theologischen Wissenschaft etwas entzöge; auch wird dabei der Unterschied zwischen der Ausbil-

bildung zur praktischen Seelsorge und der Vorbildung eines gelehrten Theologen im strengen Sinne des Wortes oder theologischen Lehrers von uns nicht außer Acht gelassen. Bei der bisher angedeuteten Nothwendigkeit, die theologischen Studien mit den philologischen zu verbinden, sollen durchaus keine übertriebenen Forderungen gestellt werden, sondern es ist zunächst hier nur von demjenigen Maaße philologischer Vorbildung und Fortbildung die Rede, welches unbedingt und allgemein für die Studirenden der Theologie nöthig ist, um wissenschaftliche Vorträge über Exegese, Patristik, über Kirchengeschichte, Dogmatik und kanonisches Recht mit Interesse und Nutzen zu hören, und welches erfordert wird nicht etwa um durch eigene Forschungen die Wissenschaft zu bereichern, sondern um auch nur die Forschungen anderer verstehen und ihre Resultate auffassen und bis zu einem gewissen Grade würdigen zu können. Allein auch dazu gehört eine größere Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur der Alten, als viele junge Theologen zu glauben scheinen.

Derselbe, hier eben angedeutete Gesichtspunkt gilt auch bei der Beurtheilung des Werthes, welchen das akademische Studium der alten Sprachen und Literatur, und zwar vorzugsweise der

römischen, für diejenigen Studirenden hat, welche sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen. Auch hier ist allerdings in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen dem Gelehrten vom Fache und dem Praktiker, zwischen demjenigen, welcher sich zu einem Pfleger und Lehrer der Rechtswissenschaft, und demjenigen, welcher sich zur Praxis vorbereitet. Der erstere wird natürlicher Weise sich aufgefordert und genöthiget sehen, sich in einem höhern Grade mit der Sprache, der Literatur, dem Leben der Römer bekannt zu machen, als von dem letzteren gefordert wird und gefordert werden kann. Allein auch so ist es gewiß für jeden, der auch noch in dem ersten Anfange dieser Studien begriffen ist, augenscheinlich, daß so lange der wissenschaftliche Unterricht der Rechtsgelehrsamkeit auf die Kenntniß der römischen Jurisprudenz gegründet ist, derselbe ohne Kenntniß der römischen Sprache und des römischen Lebens nicht bestehen könne. Ohne eine solche Kenntniß wird die Masse des positiven Rechtes kaum auch nur aufgefaßt und dem Gedächtniß eingeprägt werden, viel weniger aber läßt sich ohne diese Kenntniß und die darauf gegründete Benutzung der Quellen, eine lebendige Anschauung und ein über die nothdürftigste Oberflächlichkeit gehendes Verständniß der Natur, Bedeu-

tung und innern Entwicklung der verschiedenen römischen Rechtsinstitute, so wie des allgemeinen Geistes und Charakters der römischen Gesetzgebung denken. In je höherem Grade es also dem angehenden Juristen gelingen wird, mit der technischen Ausbildung in seinem Fache zu gleicher Zeit das Studium der lateinischrn Sprache und Literatur, der römischen Geschichte und Alterthümer zu verbinden, desto mehr wird er, auch abgesehen von allem andern Reize und Werth, welchen diese Studien an und für sich haben, dadurch zugleich für jene technische Ausbildung gewinnen.

Damit nun, außer denjenigen Studirenden, welche das Studium der Alterthumswissenschaft sich zu ihrem besondern Berufe machen, auch die der übrigen Facultäten um so eher und leichter an unserer philologischen Anstalt Theil nehmen können, so sind die Mitglieder derselbeu in zwei Klassen getheilt. Die erste Klasse begreift die ordentlichen Mitglieder, welche außer dem Besuche der zum Lehrkreise dieser Anstalt gehörigen Vorlesungen, sich noch zu den damit verbundenen praktischen Uebungen und Arbeiten verpflichten. Diejenigen Studirenden dagegen, welche an der Anstalt Theil nehmen wollen, ohne daß ihre Verhältnisse ihnen jene vollständige und prak-

tische Theilnahme erlauben, können als außer=
ordentliche Mitglieder sich anschließen und ohne
die Verpflichtung besonderer Leistungen die Vor=
lesungen besuchen.

Für diejenigen Studirenden, welchen diese
philologischen Studien der Gegenstand ihres künf=
tigen Berufes sind und welche als ordentliche
Mitglieder an der neu errichteten Anstalt Theil
nehmen werden, wird durch die Errichtung der=
selben ein wahres wissenschaftliches Bedürfniß be=
friediget. Es ist nämlich offenbar, daß in den=
jenigen akademischen Vorlesungen, philologischen
Inhaltes, welche auf die allgemeine Theilnahme
der Studirenden berechnet sind und welche zum
Zwecke haben, diese Studien als ein allgemeines
wissenschaftliches Bildungsmittel geltend zu ma=
chen, eine andere Art des Vortrages und der
Behandlung nothwendig ist, als in den Vorle=
sungen desselben Inhaltes, für solche Zuhörer,
für welche die zu den philologischen Wissenschaf=
ten gehörenden Kenntnisse und Fertigkeiten Ge=
genstand der speciellen technischen Ausbildung
und des Berufes sind. Dieser Unterschied, wel=
cher vornämlich bei der Erklärung der Classiker
hervortritt, liegt in der Natur der Sache, und
wenn man ihn in den akademischen Vorträgen
nicht berücksichtigen wollte, so würde man der

Allgemeinheit der classischen Studien ein großes Hinderniß in den Weg legen. Auf diese Weise wird wenigstens für eine Reihe philologischer Vorlesungen ein doppelter Cursus nöthig, der eine für diejenigen, welche solche Vorlesungen der allgemeinen gelehrten Bildung wegen besuchen, der andere für diejenigen, welche darin Belehrung für ihr specielles technisches Fach suchen und darum strengere Anforderungen machen, aber auch ein größeres Maß von Vorbildung und Verwendung mit dem Besuche solcher Vorlesungen verbinden. Eine solche Trennung ist nun durch die Errichtung des philologischen Seminariums bewirkt: diejenigen Fächer, für welche diese Trennung nicht statt findet, als Literaturgeschichte, Alterthümer und ähnliche lassen sich eher auf eine Weise behandeln, welche für jene beiden Klassen von Zuhörern zugleich belehrend und fruchtbar ist. Da ferner diejenigen Studirenden, welche das philologische Fach nach strengeren Anforderungen und als Berufswissenschaft betreiben, in der Regel sich zu Lehrern an gelehrten Anstalten bestimmen: so ist in den Kreis der Vorlesungen und Uebungen des philologischen Seminariums, eine Vorlesung über: Pädagogik und Didaktik mit besonderer Beziehung auf gelehrte Schulen, aufgenommen. Der Direktor

des Seminariums, welcher das Glück hatte, auf einer wohl eingerichteten Lehranstalt, an dem Lyceum seiner Vaterstadt Mannheim, seine Vorbildung zu erhalten, an einer Anstalt, wo er unter seinen mit der innigsten Dankbarkeit verehrten Lehrern Muster und Beispiele für diesen Zweig des Unterrichtes zu sehen Gelegenheit hatte, der dann diesen Beruf aus freier Neigung wählte und eine Reihe von Jahren denselben an einer andern vaterländischen Anstalt, an dem Lyceum zu Rastatt, ausübte, wird sich mit besonderm Eifer diesem Theile der Wirksamkeit unserer philologischen Anstalt widmen, den er für eine nicht minder wesentliche und nothwendige Aufgabe dieser Anstalt als die Pflege und Beförderung philologischer Gelehrsamkeit hält. So nothwendig diese letztere auch für diejenigen ist, welche sich zu tüchtigen Lehrern in dem Fache der alten Sprachen und Literatur an unsern gelehrten Schulen bilden wollen, so reicht sie dennoch allein durchaus nicht hin, um als Lehrer mit sicherm Erfolg und wohlthätiger Wirksamkeit zu arbeiten. Es muß noch hinzukommen Liebe und Geschicklichkeit des Erziehers, Bildung des Charakters und ein diesem entsprechendes äußeres Benehmen. Es ist keine Frage, daß junge Männer von Talent und guter Gesinnung, welche

sich diesem Fache widmen, diese Eigenschaften, theils durch eigene Bemühung während ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung, theils durch Erfahrung im Lehramte selbst gewinnen können. Allein eben so gewiß ist es, daß eine auf vernünftige Grundsätze und Erfahrung beruhende Anleitung einen kürzern und mehr sichern Weg zu demselben Ziele zeigen kann. Durch eine solche Anleitung, welche von Anstalten, wie das neu gegründete Seminarium ist, ausgehet, wird noch ein anderer Vortheil für den Unterricht auf unsern gelehrten Schulen gewonnen: wir meinen eine gewisse Gleichmäßigkeit und Stetigkeit in den Ansichten und der Methode der Lehrer. Diese Gleichmäßigkeit und Stetigkeit aber ist, wenn sie nicht auf äußerm mechanischen Zwang, sondern auf der Gleichheit freiwillig gewählter und durch eigene Einsicht befestigter Grundsätze beruht, gewiß für unsere Schulanstalten ein entschiedener Gewinn, schon deßwegen, weil auf diese Art so vielerlei nur auf Kosten der Schüler und des Unterrichtes anzustellende Versuche und Schwankungen über die Methode und das rechte Maß des Lehrens und Lernens erspart werden. Dieser Vortheil ist überall bedeutend, besonders aber da, wo die verschiedenen gelehrten Schulen eines Landes eine ganz verschiedene Einrichtung und

eine verschiedene Begrenzung der einzelnen Lehr-
gegenstände haben. In frühern Zeiten hatten
unsre katholischen gelehrten Schulen, so lange
sie großentheils in den Händen von Ordensgeist-
lichen waren, bei aller Mangelhaftigkeit einzelner
Fächer des Untrrichtes, wenigstens diesen Vor-
zug der Einheit, der Gleichmäßigkeit und Ste-
tigkeit. Was damals durch äußere Formen und
Einrichtungen, nicht ohne manche damit verbun-
dene Mängel und Nachtheile, bewirkt wurde,
das ist jetzt durch den Geist der Wissenschaft-
lichkeit und die Grundsätze der echten Erziehungs-
kunst zu bewirken, gerade wie das Ansehen und
die Würde, für welche jene frühern Lehrer in
ihrem Stande ein mächtiges Hilfsmittel hatten,
jetzt auf den Kenntnissen und dem persönlichen
Charakter unserer Lehrer gegründet seyn muß.
Geschieht dieses, dann wird Niemand mehr den
Untergang früherer Einrichtungen bedauern; dann
wird unser gelehrter Schulstand alle jene Aner-
kennung und Unterstützung durch äußere Mittel,
sich auf die edelste Weise auch da erzwingen, wo
sie ihm vielleicht noch nicht in verdientem Maße
geworden ist.

Der Geist und die Art, nach welchen in un-
serm philologischen Seminarium die philologi-
schen Wissenschaften gelehrt werden sollen, läßt

sich mit wenigen Worten angeben. Es wird der Geist und die Methode seyn, welche gefordert werden durch die Natur dieser Wissenschaften und durch den Stand derselben in unserem diesen Zweig der Gelehrsamkeit mit besonderm Eifer und Erfolg pflegenden deutschen Vaterlande, nämlich: die möglichste Verbindung gründlicher Erkenntniß des Einzelnen und des Allgemeinen, des Buchstabens und des Geistes, streng grammatisches und kritisches Studium der Sprache und Literatur und zugleich Betrachtung des gesammten antiken Lebens, seiner Einrichtungen und Erscheinungen im Ganzen und Großen. Dieses soll wenigstens als Ziel und Ideal dieser Studien den Mitgliedern unserer Anstalt stets vorgehalten werden, wenn auch die einzelnen nach ihren Kräften und Neigungen sich mehr der einen oder der andern Richtung zuwenden. So sehr der Director der Anstalt die Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe kennt und so sehr er zugleich weiß und nicht ohne Beunruhigung fühlt, wie überaus weit er selbst von diesem Ziele entfernt ist, so glaubt er doch mit einigem Zutrauen diesen Gesichtspunkt festhalten und Andern den richtigen Weg zeigen zu können, auf welchem sie dann weiter und mit größerm Glücke als er selbst fortschreiten mögen. Auf diese Weise glaubt

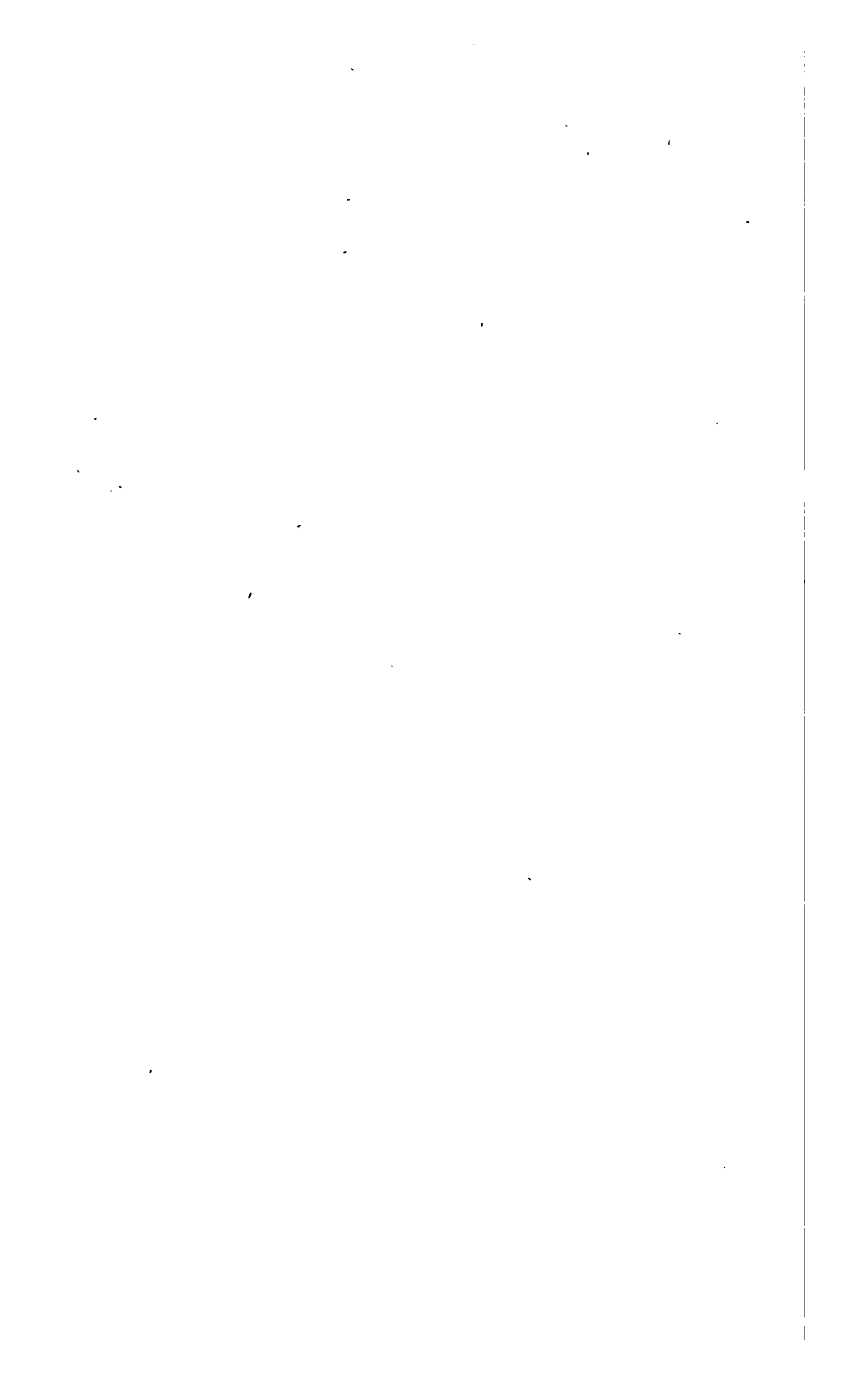
derselbe zugleich in dem Geiste der berühmten und ausgezeichneten Lehrer zu wirken, welche er während seiner akademischen Studien, theils an unserer vaterländischen Universität zu Heidelberg, theils, durch die Gnade unserer hohen Regierung dazu in den Stand gesetzt, an auswärtigen Anstalten zu hören das Glück hatte: vor allem seines verehrungswürdigsten Lehrers Creuzer, dann der trefflichen Männer Böckh, H. Voß, Dissen, J. G. Schneider und Heindorf. In demselben Geiste wird sich nicht minder der zweite Lehrer dieser Anstalt *), welcher schon bei den höchsten Behörden in Vorschlag gebracht worden ist, zu wirken bemühen.

So möge denn diese neu gegründete Anstalt glücklich beginnen und glücklich gedeihen! Möge sie sich in freundlichem Vereine und segensreicher Wirksamkeit anreihen an die übrigen blühenden Anstalten unserer Alberto-Ludoviciana! Möge sie stets sich würdig zeigen des Schutzes ihres erhabenen Gründers, der Theilnahme und Pflege der hohen und höchsten Behörden, durch deren Mitwirkung sie in das Leben getreten ist! Möge sie vor allem von ihrem Standpunkte

*) Dr. Baumstark, Professor des hiesigen Gymnasiums.

aus und nach ihren Mitteln stets beitragen zur Verwirklichung jener höchsten Zwecke aller Gelehrsamkeit und Wissenschaft: der wahren Weisheit und echten menschlichen Bildung!

Gelegenheitsgedichte.



Zur Feier der Einweihung des neuen Museumgebäudes zu Freiburg.
1825.

Was die Hoffnung einst begonnen
Und nur in der Zukunft sah,
Hat nun heut sein Ziel gewonnen,
Und steht jetzt vollendet da.
Nicht mehr sind es Wünsche, Träume;
Nein; in schöner Wirklichkeit
Steh'n vor uns des Hauses Räume,
Das wir heute froh geweiht.

Seyd gegrüßt ihr heitern Hallen,
Laßt durch euer offnes Thor
Grazien und Musen wallen
Ein zu euch in schönem Chor.
Alles Schöne, alles Gute
Kehr in reicher Menge ein,
Und was wir mit frohem Muthe
Wünschen, soll erfüllet seyn.

Heitrer Scherz und feine Sitte,
Die der Bildung schönstes Kind,
Weile stets in unsrer Mitte,
Wenn wir hier versammelt sind.

Doch auch ernstere Belehrung
Fehle diesem Orte nicht;
Helf' er schützen gegen Störung
Des Gedankens freies Licht.

Und der Künste schönstes Walten,
Himmelslicht in ird'scher Nacht,
Möge nie bei uns erkalten,
Stets von neuem angefacht.
Polyhymnia vor allen,
Süßer Töne Harmonie,
Laß dir dieses Haus gefallen,
Fehle unsern Wünschen nie.

Eintracht hat dieß Werk gegründet,
Eintracht lasse es besteh'n.
Hier sind alle gleich verbündet
Und geebnet alle Höh'n.
Wappe, Feder, Buch und Degen
Mögen sonst die Welt entzwein;
Hier doch laßt uns ab sie legen
Im geselligen Verein.

Und damit die Weihe kräftig
Und noch selbst geweihet sey,
Theure Freunde füllt geschäftig,
Füllet eure Gläser neu.
Viele Jahre so wie heute
Laßt uns dieses Fest begehn,
Und bei jedem unsre Freude
Unsern Bund erneuert sehn.

17. Juli 1825.

Dem Großherzog Ludwig K. H. bei Dessen Anwesenheit zu Freiburg *), im Namen der Universität 1827.

Drei Genien sind es, die uns im Vereine
Der Menschheit höhern Tempel aufgebaut:
Religion, die himmlische, die reine,
Die stets mit ernstem Blick nach oben schaut;
Die Herrschaft in der Hoheit Strahlenscheine
Dem Scepter edler Fürsten anvertraut;
Des Wissens Kraft, mit klarem, freien Lichte
Durchdringend die Natur und die Geschichte.

Heil diesem hocherhabnen, mächt'gen Bunde,
Der Recht, Gesetz und weise Ordnung bringt,
Und sie bestehen läßt auf festem Grunde;
Der unsers Geistes kühnen Flug beschwingt;
Der mit des Glaubens und der Hoffnung Kunde
Beseligend des Menschen Herz durchdringt.
Beglückt das Volk, bei dem in vollem Glanze
Vereint sich zeigt das dreifach schöne Ganze!

Heil Ludwig Dir! deß, Ruhm sich ewig mehre,
Erhabner Herrscher über Badens Land!
Es schmückte unsre Tempel und Altäre
Mit neuer Würde Deine Segenshand;

*) Bei Gelegenheit der feierlichen Weihe des Erzbischofes daselbst.

Doch auch dem Geisteslicht, der Weisheit Lehre
Bleibt Deine Huld, Dein Schutz stets zugewandt.
Darum eilt unsre Stimme, zu vereinen
Sich mit dem vollen Jubelruf der Deinen.

Bei der Säcularfeier Karl Friedrichs von Baden.
1828.

(In dem Theater gesungen.)

Nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the King.

1.

Sieh von des Himmels Glanz,
Vater des Vaterland's,
Auf uns herab!
Sieh, wie dein Baden heut
Jubelnd sich Deiner freut,
Wie sich sein Dank erneut,
Karl Friederich!

2.

Aus der Verklärung Land
Segne uns deine Hand,
Karl Friederich!
Daß deinem Worte treu
Badens Volk immer frei
Edel und glücklich sey,
O segne uns!

3.

Segne auf seinem Thron
Ludwig den theuern Sohn,
Karl Friederich!
Dein Geist umschwebe ihn,
Daß Er noch langehin
Herrsche mit Vatersinn
Ueber sein Volk.

4.

Ewig blüh' dein Geschlecht,
Mild herrsch' es und gerecht
Und weis' wie Du.
Dein Name sey das Pfand,
Daß stets der Liebe Band
Einige Fürst und Land!
Karl Friederich!

Gesellschaftslied bei einem Stiftungsfeste der historischen Gesellschaft zu Freiburg.

1829.

Auch Klio ist der holden Musen eine,
Und liebet den Gesang:
Drum singt ihr Lob in freundlichem Vereine
Beim frohen Becherklang.

Die Wahrheit sucht sie in der Vorzeit Bildern,
Entfernt von Haß und Gunst;
Was treues Forschen fand, lehrt sie uns schildern
Mit lebensvoller Kunst.

Fest in der Gegenwart bewegten Tagen
Sieht sie der Zeiten Lauf:
Kann auch ihr Mund nicht frei uns alles sagen,
Ihr Griffel schreibt es auf.

Aus dem, was war und ist lehrt sie uns schauen,
Was einst noch kommen muß;
Sie lehrt uns sicher hoffen, fest vertrauen
Dem guten Genius.

Ihr gilt dieß Fest, ihr gilt der Tag der Weihe,
Ihr unser schöner Bund:
O daß er kräftig blühe, schön gedeihe
Und wirk' durch Schrift nnd Mund.

In diesen Wunsch stimm' ein beim frohen Mahle
Der Chor in vollem Ton;
Und bringe aus dem schäumenden Pokale
Des Festes Libation.

So singt und trinkt: selbst Klio lehrt's, wir dürfen;
Der Satz ist wahr und echt:
„Beim Mahl zu singen und den Wein zu schlürfen,
Ist alt historisch Recht."

Gedichte,

gesprochen und gesungen zur Feier der Anwesenheit des Großherzogs Leopold und der Frau Großherzogin Sophie KK. HH. zu Freiburg 1830.

Bei der Ueberreichung zweier Kränze durch eine Anzahl von Jungfrauen der Stadt.

Nimm, Herr, den Kranz: er kommt von jenen Eichen,
Die Deiner hohen Ahnen Burg umstehn,
Und manch Jahrhundert schon an ihren Zweigen
Im Zeitensturme sahn vorüberwehn.
Darum sind sie von Dem ein würdig Zeichen,
Was in der Jahre Flucht nie soll vergehn:
So fest wie sie und grünend stets auf's neue
Sey Deines Hauses Glück und unsre Treue.

Nimm, Herrin, diesen Kranz: er ist gepflücket
Auf unsrer Fluren glücklichem Gebiet,
Mit jeder Blüthe, jeder Frucht geschmücket,
Die selbst erblühn und die der Fleiß erzieht; —
Auf diesen Fluren, wo das Aug entzücket
Des Segens Fülle bei der Anmuth sieht.
Drum wird von Dir und von den hohen Deinen
Der Kranz als treues Sinnbild Dir erscheinen.

Bei dem Empfang im Namen der Freiburger Bürgerschaft.

1.

Freudig tönet Euch entgegen
Aus des Herzens Wonnedrang,
Glück verkündend Heil und Segen
Unser jubelnder Gesang.
Bertholds Stadt, die biedre, treue,
Hocherhabenes Fürstenpaar!
Bringt an diesem Tag der Weihe,
Euch die Erstlingsgrüße dar.

2.

Aus des Landes schönen Gauen
Strömt das Volk herbei mit Lust;
Liebe, Hoffnung und Vertrauen
Füllt entzückend jede Brust.
Ueber unsre Rebenhügel,
Unsrer Berge Waldeshöh'n
Schwebt der Freude Rosenflügel
Und des Jubelrufs Getön.

3.

Und als Zeugen dieses Glückes,
Das uns, Herrscher, heut geschah,
Stehen hoch und ernsten Blickes
Deiner Ahnen Werke da.

Jene waldumkränzte Veste
Und des Domes Herrlichkeit
Grüßen die erhab'nen Gäste
Mit dem Gruß vergangener Zeit.

4.

Ja, bei uns im schönsten Bunde
Reiht sich die Vergangenheit
An das Glück der jetz'gen Stunde,
An das Glück der künft'gen Zeit.
„Leopolden Heil! Sophien
Heil!" schallt es durch Thal und Höhn;
Heil den Theuern, die wir ziehen
Jetzt in unsre Mauern sehn!

Bei einem Fackelzug der Studirenden der Universität.

Landesvater,
Fürst und Rather,
Leopold, er lebe hoch!
Jubelnd grüßen ihn die Töne
Vaterländ'scher Musensöhne,
Den gekrönten Musensohn.

Und Sophie
Lebe, blühe,
Lebe hoch mit Leopold!

Unser Stolz und seine Freude
Blühe sie an Seiner Seite
In des Glückes Sonnenschein.

Uns're Treue
Hohe Weihe
Sey der Wunsch für's Vaterland:
Blühe kräftig schönes Baden;
Rechter Sinn und edle Thaten
Sollen stets dein Erbtheil seyn.

Von einem Sängerchor des II. Regiments bei einem Festmahle gesungen.

Gott schütz auf seinem Thron
Karl Friedrichs edeln Sohn,
Schütz Ihn mit Macht.
Sey Seines Hauses Hort,
Daß es blüh' immerfort,
Ruhmvoll in That und Wort
Zu unserm Glück.

Eintracht mit schönem Band
Umschlingt das Vaterland
Für Leopold.
Er will, dem Vater treu,
Daß Sein Volk stark und frei,
Edel und glücklich sey.
Heil Leopold!

Noch grünt des Oelzweigs Zier;
Treu dennoch üben wir
Waffen und Wehr.
Doch rufst Du uns zum Streit,
Muthig sind wir bereit.
Dir ist die Wehr geweiht
Und Deinem Volk.

Bei einem Festmahle der beiden badischen Kammern der Landstände, zur Feier des 5. Junius 1831. *)

Heil Dir auf deinem Thron
Karl Friedrichs edler Sohn,
Heil Leopold!
Heil Deinem Haus und Land,
Und Ihr, die Herz und Hand
Mit Dir so schön verband,
Sophien Heil!

Heil unserm Fürsten, Heil!
Glück und Ruhm sey Sein Theil,
Und Seines Volk's;

---

*) Bei Gelegenheit der Wiederherstellung des §. 38 und 46 der Verfassung, wodurch die Landstände alle zwei Jahre sich versammeln. — Der Verfasser hatte damals die Ehre als Abgeordneter der Universität Freiburg Mitglied der ersten Kammer und deren erster Secretär zu seyn.

Daß Baden immer frei
Glücklich und kräftig sey,
Daß es blüh' und gedeih'
In Gottes Schutz.

Liebe und Einigkeit,
Treue und Biederkeit
Beseele stets
Sie, die der Würde Stand,
Sie, die das Volk gesandt,
Sie, die der Fürst ernannt,
Alle vereint.

Bei einem festlichen Abschiedsmahle der zweiten Kammer der badischen Landstände.

1831.

Alle an Treue gleich,
Alle an Hoffnung reich,
Kamen wir her.
Was wir gewünscht, gedacht,
Ist nun mit Glück vollbracht,
Ein schönes Ziel uns lacht:
Dank Leopold!

Dank Dir auf Deinem Thron,
Volkesglück sey Dein Lohn!
Heil Leopold!
Laß uns gehn Hand in Hand,

Stark durch der Eintracht Band,
Auswärts mit Ruhm genannt,
Glücklich daheim.

Größer wird manches Land
Als Baden wohl genannt,
Doch schöner kein's.
Segen des Herrn erquickt,
Freiheit und Ordnung schmückt,
Ein edler Fürst beglückt
Das Vaterland.

Laß, Gott, es stets so seyn;
Gieb ihm Glück nnd Gedeihn,
Und Seinem Haus.
Leopold, Vaterglück
Leopold, Gattenglück
Weich' nie von Dir zurück!
Sophien Heil!

CHALCEIUS,

Idyllium quod Viro clarissimo Ignatio Schmiederer, summe reverendo Collegae Sacra semisaecularia agenti obtulit auctor Carolus Zell.

Menalcas.

Munere quonam te, Damon, fortuna beavit?
Dulcia namque oculi, frons et tua gaudia prodit;

Quae tu nos tacitus ne clauso pectore celes.
Hora tibi quid fausta tulit? Ne dicere parcas:
Inter enim caros communia cuncta sodales.

Damon.

Recte divinas: atqui non ardua res est,
Exultans mea vix capiat quum gaudia pectus,
Signeturque dies haec candidiore lapillo
Usque suo. Nunquam, ah nunquam tam visa, Menalcas,
Urbs mihi quam visa est hodie prae rure beata.

Menalcas.

Scilicet urbanaeque tibi placuere popinae,
Teque nimis faciles urbis cepere puellae.
Heu heu quo ruis, infelix! . . . .

Damon.

Bona verba, Menalcas!
Non me transversum rapuit male sana cupido;
Ast aliquid vidi augustumque et majus in urbe,
Mente quod in memori fixum non effluet unquam.

Menalcas.

Ah, nova tu nobis, Damon, et grandia jactas:
Verane sint eadem fortasse videbimus ipsi.

Damon.

Vera loquar: res sacra vetat mendacia fari.
Judice te vincam. Sed considamus in umbra,
Haec fagus quo blanda vocat nos brachia tendens.
Suavis enim locus hic audire et dicere nobis.

Quum fructus hodie veho matutinus in urbem,

Parvus ager nobis quos fert exile lucellum:
Quidnam ibi tam praeter solitum fieret demiror.
Nam concursabant properantes undique cives
Per vicos, alacres vultu festoque parati.
Quos ego maxima quâ volvit se turba secutus,
Quo tendant, sit quidve novi non quaerere cesso.
Sed properant, trudunt, nec quisquam praebuit aurem
Quaerenti, donec senior docuit dubitantem:
„Esse aliquem medicum meritis annisque probatum,
Artis doctrina praestantem nec minus usu:
Muneris huic gesti decies jam quinque per annos
Ingenti festum plausu celebrarier urbis."
Quod simul accepi, sequor usque globos venientum,
Et mox ad templi portas subsistimus ampli.
Exspectant ibi jam procerum plebisque catervae,
Solemnis donec procedat pompa virorum.
Jamque venit: ducunt agmen duo sceptra tenentes;
Inde viri longo venerunt ordine docti,
Artes qui tradunt, rerum causasque recludunt,
Pervigili et studio celebrata volumina condunt;
Laeti circumstant juvenes stipantque magistros.
Ipse senex inter primos praecesserat ille,
Qui tulit insignis tunc unus praemia festi.
Annis sed quem credideram senioque caducum,
Ingreditur pede tam firmo motuque citato,
Quam quibus est florens aetas annique virentes;
Atque viri decorant generosum insignia pectus,

Inclyta principibus quae virtus praemia debet.
Jam propius cupio caros ego cernere vultus:
Dumque virûm fortis turbam perrumpere nitor,
Quemne putas oculis nunc se objecisse videndum?
Haud secus ac divi si cernas numinis ora,
Mixta tenet sacro me sic horrore voluptas:
Ipse etenim fuit ille bonus, Chalceïus ille,
Qui deus afflictis praesens apparuit olim
Quâ mihi, quâ pueris fida cum conjuge parvis.
Ardebat mea nam febri Galatea furenti,
Dura meisque aures claudebant numina votis;
Et mox conjugii torquet tria pignora morbus,
Afficere infirmum qui me quoque labe parabat,
Confectus traherem vix ut jam membra dolore;
Intereaque lares paupertas aspera pressit,
Quando cura gregis, parvi et cessabat agelli.
Quid facerem infelix? mihi quis solatia ferret?
Jam Furiae coepere mihi compellere mentem,
Jam spes una fuit diram consciscere mortem,
Quum Deus (ipsi nam miseris Dì talia suadent
De coelis) Deus ipse, inquam, mihi mandat adire
Chalceium, tantum nobis quem fama notarat.
Conveni: miserum excepit sermone benigno.
Quid quaeris? medica morbos cito depulit arte,
Largitus promptaque manu subvenit egeno.

Menalcas.

Ergo vidistne illum merita celebratum
Laude virum? Cujus mentem compertus et artem
O quantum vidisse velim solemnia sacra!

Vexarunt aliquando meum contagia parvum
Saeva gregem; morbi rapuit vis dira capellas.
Lenirent quum nulla gravem medicamina pestem,
Tunc ego Chalceium petii solatia quaerens,
Quem scirem morbos hominumque gregumque levare:
Depulit is dominoque famem pestemque capellis.

Damon.

Fortunate senex! Festo famaque fruaris,
Atque tua quaecunque tibi virtute parasti,
Laetus respicias transactae tempora vitae.
Consiliis, studio, factis, re semper et arte
Tu quibus adfueris, si cui numerare voluntas:
Is numeret veris flores sylvaeque volucres.

Menalcas.

Fortunate senex! Festo famaque fruaris,
Exspectans laetus venturae tempora vitae,
Quam salvo Deus ad serum tibi protrahat aevum.
Omnia funduntur quae sacris vota diebus
Jugiter hisce tibi, si cui numerare voluntas:
Is numeret rivi latices et messis aristas.

Damon.

Haec mihi volventi rite celebrabitur anno
Sacra dies, genioque viri mollis cadat agnus.
Tam cari capitis vita ut viresque perennent
Ante deos ruris summa pietate precatus,
Laetis excipiam socios epulisque meroque,
Mentibus et benefacta viri gratis memorabo.

Menalcas.

Ast haec lucebunt quoties solemnia nobis,
Divorum rite sacras operatus ad aras,
Virtutes laudesque viri cantabo quotannis
Carminibus, sed non operosi qualia jactant
Urbis quaesita luctantes arte poetae,
Dulcia sed mea quae facilis mihi Musa ministrat.

Chalceius.

Ein Idyll zur Feier des dreißigsten Julius.

(Aus dem Lateinischen übersetzt.)

Menalkas.

Damon, welches Geschenk hat dir das Schicksal gesendet?
Denn mir scheint dein Blick zu verkündigen liebliche Freude;
Und nicht darfst du vor mir in schweigender Brust sie verschließen.
Sage, was hat ein glücklicher Tag dir Frohes gegönnet?
Alles ziemet sich ja mit lieben Genossen zu theilen.

Damon.

Nun du rathest ganz recht; doch war zu rathen so schwer nicht:
Denn kaum fasset mein Herz die Fülle herrlicher Freude,
Und der Tag wird stets ein Tag des Glückes mir bleiben.
Niemals schien mir die Stadt, ja niemals schien sie Menalkas,
Mir je so vor dem Lande beglückt, als heut' sie geschienen.

M e n a l k a s.

Ach! wohl über Gebühr, ich merke, gefielen die Schenken
Dir in der Stadt; vielleicht wohl gar die gefälligen Mädchen.
Damon, wohin verirrt sich dein Sinn! ....

D a m o n.

O, spare die Warnung.
Nein; was ich sah in der Stadt war groß und würdig und herrlich,
Und nie wird was ich sah mir so leicht aus der Seele entschwinden.

M e n a l k a s.

Ei, da hättest du ja erstaunliche Dinge gesehen;
Doch laß hören einmal, ob auch das Erstaunliche wahr ist.

D a m o n.

Wahrheit verkünd ich dir: zu hehr ist die Sache für Scherze.
Hör und entscheide dann selbst; doch laß im Schatten uns ausruh'n,
Hier, wo die Buche uns ruft ausbreitend die gastlichen Arme.
Denn hier ist es zu reden bequem, und bequem auch zu hören.

Als ich des Morgens früh, wie gewöhnlich, heute zur Stadt gieng,
Suchend den kärglichen Preis für meines Gütleins Erzeugniß:

Merkt ich aus Allem sogleich, daß Etwas besonderes vorgieng.
Denn durch die Straßen der Stadt bewegten sich drängend die Bürger.
Froh in eilender Hast und schön zum Feste geschmücket.
Und ich folgte dem Strom, da wo er am dichtesten wogte,
Fragend bald da bald dort, was denn dieß alles bedeute;
Doch umsonst: sie eilen dahin, sie drängen und stoßen,
Bis ein älterer Mann mich endlich also belehrte;
„Reich an Verdienst sey hier in der Stadt ein Arzt, und an Jahren,
Lehrer der heilenden Kunst und bewährt durch reife Erfahrung;
Und es schmückten den trefflichen Mann Kunst, Würden und Aemter
Schon zehn Lustern hindurch: ihm gelte der jubelnde Festtag.“
Als ich solches gehört, da folg' ich der eilenden Menge,
Und ich gelange alsbald zum hochaufstrebenden Tempel,
Wo in buntem Gemisch schon dicht gedränget das Volk stand,
Harrend alle, bis endlich der Zug sich, der festliche, nahe.

Und nun kommt er heran: voraus zwei Männer mit Sceptern,
Dann in lang geordneten Reih'n die kundigen Meister,
Die in jeglicher Kunst den Grund der Dinge erforschen,
Deren sinniger Fleiß der Welt wohlthätiges Licht schafft.
Froh umdrängt der Jünglinge Schaar die theueren Lehrer.
Doch es leuchtet der glückliche Greis hervor unter allen,
Er, der König des Tag's, der Herr der festlichen Ehren.
Aber, den ich durch Alter gebeugt und kraftlos mir dachte,
Sieh! er schreitet so fest und so sicher in rascher Bewegung
Rüstig voran, wie ein kräftiger Mann in blühenden Jahren.
Und ihm zieren die Brust der Ehre glänzende Zeichen,
Welche die fürstliche Huld als Preis der Tugend verleihet.
Näher wollte ich nun die theuern Züge betrachten:
Wie durch die Menge darauf mit Kraft zu dringen ich strebe,
Wen, o wen glaubst du, daß jetzo die Blicke erschauten?

Wahrlich mir war, als zeigte sich mir eine Göt-
terererscheinung:
So mit Ehrfurcht zugleich durchbebt mich innige
Freude.
Denn kein anderer war's, es war Chalceius, der
gute;
Ja, Chalceius war's, der einst als helfende Gottheit
Mir und den Kindern zugleich und der theueren
Gattin erschienen.
Einst lag diese gequält in des Fiebers tödtlicher Hitze.
Und mein dringend Gebet entstieg vergebens zum
Himmel.
Bald auch erkranken darauf die drei unmündigen
Kleinen;
Ach! und ich ärmster zugleich fühl', wie die Kräfte
mir schwinden:
Kaum noch vermocht' ich's mehr die matten Glie-
der zu regen,
Während Mangel und Noth die arme Hütte be-
drängte:
Denn es ermangelt die Heerde der Pfleg' und der
Acker der Arbeit.
Wo war Hülfe für mich, wo Trost im Elend zu
finden?
Ja es begannen die Furien schon den Sinn zu
verwirren,
Und mich trieb zu gewaltsamen Tod die wilde
Verzweiflung.
Doch da gab mir ein Gott in den Sinn (nur die
Götter des Himmels
Geben so tröstenden Rath) ich sollte Hülfe mir
suchen
Bei Chalceius, der mir allein nach dem Rufe be-
kannt war.
Zu ihm gieng ich: mit gütigem Wort empfieng
er den armen;

Schnell mit heilender Kunst erlöst er uns von der Krankheit,
Und mit reichlich spendender Hand verscheucht er die Armuth.

M e n a l k a s.

Also sahest du ihn, den Mann so würdig des Lobes,
Dessen Güte auch ich und dessen Kunst ich erfahren.
Glücklicher! Wär' ich doch selbst des Festes Zeuge gewesen!
Meine Heerde ward einst von schrecklicher Seuche befallen,
Ach! und bedroht mein einziges Gut, die wenigen Ziegen.
Als kein Mittel nun half und stets die Krankheit sich mehrte,
Sprach Chalceius ich an um Trost und schützende Hülfe,
Ihn, deß heilende Kunst den Menschen hilft und den Herden;
Und schnell half er den Nöthen des Herrn und der leidenden Herde.

D a m o n.

Freu' dich, glücklicher Greis, des Festes, freu' dich der Ehren,
Die du dir selbst durch eignes Verdienst und durch Thaten gewonnen,
Schauend mit heiterem Blick auf die hingeschwundenen Tage.
Wer zu zählen versucht die alle, denen du halfest,
So mit Wort, als mit That, mit der Kunst und eigenem Gute,
Zählen möge der auch der Bäume Blüthen und Blätter.